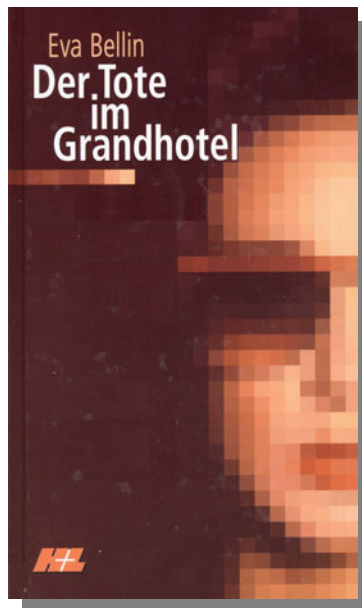


Eva Bellin

Der Tote im Grandhotel



Inhaltsangabe

Eine naive junge Frau und ein seriöser Geschäftsmann verabreden sich zu einer heimlichen Liebesnacht im Berliner Grandhotel. Als Richard die Suite betritt, ist Britta verschwunden, und an ihrer Stelle findet er einen Toten vor. Er kann nicht verhindern, daß Kommissar Wedel ihn für den Mörder hält. Doch dann führen die Spuren immer eindeutiger in die Welt des organisierten Verbrechens. Richard könnte aufatmen, aber in dem Versuch, sein Ansehen und seine Ehe zu retten, die er durch den Seitensprung gefährdet hat, tut er alles, um den Verdacht des Kommissars erneut auf sich zu lenken. Doch auch diesmal läuft Wedel ins Leere. Bis ein kleiner Hotelpage ermordet wird...

Genehmigte Ausgabe 1998 für H+L Verlag, Köln
Titelfoto und Titelgestaltung: Roberto Patelli, Köln
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten.

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

1. Kapitel

Wie vor fünf Jahren fragte sie: »War ich gut eben?«
Er antwortete wie damals: »Du warst fantastisch.« Sex mit Britta war aufwühlend. Totale Kraft, wilde Intensität. Ein Formel-1-Rennen, das beide gewinnen wollten.

Wenn man in diesem Genre blieb, so ließ sich Sex mit Lucie eher mit einer Tour im Rolls Royce vergleichen. Sanft und stark, verlässlich und luxuriös. Gewiß nicht das schlechteste, was einem Mann widerfahren konnte. Mindestens einmal die Woche. Kein schlechter Schnitt nach zwanzig Jahren Ehe.

Alte Männer übernahmen sich manchmal endgültig bei Schäferstündchen mit der jungen Geliebten. Eigensinnig trotteten dann Ehefrau und Gespielin hinter dem Sarg des Verblichenen her. Sie hielten Abstand voneinander und wetteiferten um den eindrucksvollsten Kranz und den überzeugendsten Eindruck edler Trauer. Eine Tragödie, welche allerdings die Stimmung der Trauergemeinde erheblich aufzulockern pflegte.

Aber er war zum Glück noch in einem Alter, in dem der Körper Ekstasen glatt verkraftete. Fünfundfünfzig: kein Grund zur Panik, doch höchste Zeit, bewußt den Nektar zu schlürfen, den das Leben noch bot.

Natürlich war man nicht mehr der feurige Meister, der sich in jedem Qualifikationslauf für die ›pole position‹ qualifizierte. Kleine

Konditionsschwächen wurden jedoch durch Routine glücklich ausgeglichen.

Britta lag auf dem Rücken, und er ließ den Blick über ihren Körper gleiten.

Ein Rendezvous nach fünf Jahren Pause, das war schon etwas. Natürlich hatten sie beide nicht sehr oft aneinander gedacht, aber nun behauptete sie, vor Sehnsucht fast vergangen zu sein, und er log schnöde, er habe im Ehebett nur an sie gedacht. Fünf Jahre hielt niemand wirklich durch. Zuerst hatten sie noch miteinander telefoniert, dann waren die Kontakte seltener geworden und hatten schließlich ganz aufgehört. Doch nun war es erstaunlich schön und trotz einer gewissen Vertrautheit wie neu.

Britta war damals mit der INA nach New York gegangen, hatte sogar in Manhattan eine kleine Wohnung gefunden. Richard wußte nicht, ob der Umzug notwendig gewesen war, eine Anordnung der Fluggesellschaft etwa, ob ein Kerl dahintersteckte oder irgend etwas anderes.

Er war schließlich verheiratet und dachte nicht im Traum an Scheidung. Er wollte auch beileibe keinen Wind machen. Die schönste Romanze konnte nicht ewig dauern. Lucie war eine gute und attraktive Ehefrau. Und ihr gehörte die Firma. Punkt. Ein kluger Mann vergaß das nicht.

Berlin als Treffpunkt hatte Britta selbst vorgeschlagen, als sie ihn anrief und ihre Ankunft in Deutschland ankündigte. Sie schien das abenteuerliche Liebesleben geführt zu haben, das Männer sich meist zu wünschen und nie zu bekommen pflegten. Sie hatte mit einem Kerl fest zusammengelebt. Oder waren es zwei Kerle gewesen? Oder mehr?

Mit den kostenlosen oder stark verbilligten Tickets ihrer Fluggesellschaft machte sie große Reisen in aller Herren Länder und zu fremden Herren und Damen, die sie oft nur flüchtig kannte oder mit denen sie lediglich telefonisch Kontakte aufgebaut hatte im

INA-Büro. Sie hatte eine warme, helle Stimme. Jüdinnen hatten oft diese hohe, melodiose Stimmlage. Aber Richard wußte nicht, ob sie Jüdin war. Ihre Haut war sehr braun. Sie hatte von Natur aus dunkles Haar, das sie rot färbte. Über ihre Herkunft wollte sie nicht reden. Es konnte ihm ja auch egal sein.

Kennengelernt hatte er sie in Berlin bei der ›Tourismus-Börse‹. Britta sorgte dort am Stand der ›British Airways‹ als Hostess bei den meist männlichen Kunden für den entscheidenden, das Interesse an just dieser Fluggesellschaft beflügelnden Hormonstoß.

Jetzt lächelte sie ihn an. Dieses Lächeln war jede Reise wert. Schon alle Tage die aus Rendsburg. Richard liebte das Grandhotel. Es war genauso, wie er sich Hotels vorgestellt hatte, als er überhaupt nicht in der Lage gewesen war, eins zu betreten, geschweige denn eins der Luxusappartements zu mieten – für Summen, die ihm auch heute noch eine leichte Gänsehaut verursachten.

Wenn man nicht aus erstklassigen Verhältnissen kam, mochte man vieles blendend überspielen, sich an anderes gewöhnen, doch ganz tief in seinem Inneren vergaß man nie, daß im Elternhaus beim Verlassen der Stube jedesmal die Lampe über dem Eßtisch mit der Fünfundzwanzig-Watt-Birne ausgemacht werden mußte.

Nicht aus Umweltschutzgründen, sondern aus reiner Sparsamkeit.

Britta war verschwenderisch. Schöne junge Frauen gewöhnten sich wohl leicht daran, anderer Leute Geld hinauszuschmeißen. Sie nahmen es als Tribut für ihre gottgegebenen Vorzüge, für das Geschenk, das sie selbst darstellten.

Britta lächelte, und Richard lächelte zurück.

»Das war eine Jahrhundert-Idee von dir, nach Germany zu kommen, Bribri«, sagte er.

»Ich hatte solche Sehnsucht nach dir, Ricki«, versicherte sie. Und wer wollte nachweisen, daß sie log? Er glaubte ihr nur zu gern in diesem Moment. Gesättigt, entspannt, sehr glücklich.

»Du wirst noch mehr Sehnsucht kriegen, wenn du in Manhattan

hinter dem Schreibtisch hockst. Wart nur ab.«

»Aber du wirst es auch nicht ganz leicht verkraften diesmal, Ricki!«

»Wir können es wiederholen.«

»Du schaffst es ja nicht einmal für drei Tage.«

»Hör zu, bleib hier. Amüsier dich, guck dir die Stadt an, kauf dir was Nettes. Am Dienstag komme ich für drei Tage wieder her. Am Wochenende muß ich zu Hause sein. Ich bin nicht direkt ein Pantoffelheld, aber es gibt Verpflichtungen, die ich nicht umgehen kann. Bleib hier. Bitte!«

»Das wird dich einiges kosten, Ricki.«

»Du weißt, daß es mir viel mehr wert ist.«

»Ist es das? Also ... ich wollte sowieso nicht gleich wieder losdüsen. Berlin ist immerhin interessant geworden. Und irgendwo mußte hier sogar noch eine alte Freundin sitzen. Ich werde ins Telefonbuch schauen.«

»Du bleibst also, Bribri? Du wartest auf mich?«

»Okay, aber nur, wenn du mich gleich mit aller Wucht küßt und anfaßt und so.«

Eigentlich wußte er gar nichts von Britta. Außer dem, was sie ihm erzählte. Log sie? Egal. Sie war sehr süß und sehr sexy, und das war alles, was er wissen mußte. Sie bewegte sich weich und gelenkig. Ihre Glieder waren zierlich, aber nicht knochig. Fest und weich.

Von Anfang an hatte die Chemie zwischen ihnen gestimmt, die intensive Erregung ähnelte manchmal fast der Wut. Er wollte mehr von ihr, jedes verborgene Stück Haut, die Wärme und die Feuchtigkeit. Ihre Hingabe.

Lucie durfte es nie erfahren. Nie. Er würde es irgendwie wiedergutmachen. Sie hatte es nicht verdient. Aber das war jetzt egal. Es gab nur diese Gegenwart für Richard Hornung. Jetzt, hier, alles. O ihr Götter!

Lucie war wie immer: freundlich und etwas distanziert. Sie hatte

bestimmt keinen Verdacht geschöpft. Warum sollte sie auch? Er war ihr stets ein treuer und aufmerksamer Ehemann gewesen, von wenigen kleinen Ausrutschern abgesehen.

Diesmal, mit Bribri, war es plötzlich gefährlich geworden, für Lucie, für ihn selber. Auch für Bribri? Doch er war sicher, daß er es wieder in den Griff bekommen würde.

Notfalls konnten sie sich noch einmal in New York treffen. Das würde sich allerdings nicht ganz einfach einrichten lassen. Eine Geschäftsreise in die USA war nicht alltäglich. Seine Frau mischte sich nicht ein, wurde nicht aktiv, saß nicht einmal im Beirat der Firma. Aber sie war wachsam, wenn es um die Firma ging, wollte immer unterrichtet werden, nicht unbedingt, um ihn zu kontrollieren, das wohl nicht. Oder vielleicht doch? Hatte sie das dem Alten auf seinem Totenbett gar versprechen müssen?

Sein Schwiegervater hatte ihn nie gemocht. »Ich weiß auch gar nicht, warum Lucie sich so 'nen alten Knacker nimmt«, hatte er oft gesagt.

Die moderneren Methoden, die Richard gern einführen wollte, hatten dem Senior auch nicht gepaßt. Der hatte nicht mal an Computer rangewollt. Dabei hätte er es wirklich schlechter treffen können mit einem Schwiegersohn.

Erstens war Lucie nicht gerade eine Schönheit gewesen. Sie war eher der Typ Dame, der im etwas reiferem Alter an Attraktivität zulegte und bei dem man die teure Kleidung und den eleganten Rahmen als zugehörig betrachtete.

Lucie hatte einen guten Charakter. Aber es war wohl doch besser, sie nicht auf die Probe zu stellen. Ohne Frage ähnelte sie im Wesen ihrem Vater. Die Mutter, dieses schüchterne Weibchen, hatte wohl nichts zum Weitergeben gehabt. Sie war sang- und klanglos an Krebs gestorben.

Zweitens hatte Richard Betriebswirtschaft studiert, war also einschlägig vorgebildet. Mancher hätte sich nach so einem Schwieger-

sohn die Finger geleck. Der Alte nicht. Aber Lucie hatte ihren Kopf durchgesetzt. Ihr war der Alte nicht gewachsen.

Richard hatte als Trainee bei der Bank gearbeitet, als er Lucie im Tennisclub kennenlernte. Daß sie die einzige Tochter eines erfolgreichen Unternehmers war, hatte seine Begeisterung durchaus beflügelt. Es war keine Liebe gewesen. Doch im Laufe der Jahre war es so etwas geworden. Und dann war da das Baby, Angela, sein Töchterchen, sein Liebling. Angela liebte ihn auch sehr. So sehr ein Kind und ein Teenager, der sie inzwischen war, eben ihren Papi lieben konnte. Besonders wenn er ihr schöne Sachen schenkte und ihre Wünsche erfüllte.

Der alte Hübner hatte die Firma an seine Tochter Lucie vererbt und seine Enkelin Angela zur Nacherbin bestimmt. Richard Hornung war draußen. Offiziell jedenfalls.

Aber schließlich leitete er die Firma. Unter Anwendung seines modernen Konzeptes hatte er ihr zu neuem Gewicht verholfen. Er hatte Marktlücken erspäht, die von den Giganten auf dem Stahlsektor nicht ausgefüllt wurden. Nischenprodukte, für die ›Hübner Stahl‹ inzwischen bekannt war.

Richard kam an diesem Abend gegen sieben Uhr aus der Firma nach Hause. Er ließ seinen leitenden Angestellten viel Spielraum für Entscheidungen, deshalb lief der Laden so gut.

»Sie haben die Verantwortung. Ich setze auf Ihre Erfahrung und auf Ihre Fähigkeiten«, sagte er stets. Wenn einer einen Fehler machte, sprach er ruhig mit ihm.

»Ich weiß, daß dies ein Ansporn für Sie ist. Kommt eben nicht wieder vor, nicht wahr? Auch mir passiert mal ein Fehler. Wir werden das Malheur jetzt nach Kräften ausbügeln, mein lieber ...«

Und Rüdiger Schmidt, Hans Windung oder der gute alte Scheibner entfernten sich erleichtert und total motiviert. Sie mochten

ihren Chef zwar nicht direkt, aber sie schätzten seine Führungsqualitäten. Das genügte vollauf.

Richard öffnete das Garagentor vom Auto aus mit der Fernbedienung. Als er dann die Villa betrat, stellte sich das vertraute Wohlgefühl ein. Es war sein Haus. Lucie und er hatten es erst vor rund zehn Jahren bezogen. Zwei Jahre nach dem Tod des Alten. Er hatte es einfach nicht länger ausgehalten in dessen lausigem Protzkasten, der so gar nichts mit ihm zu tun hatte.

Alles hatte dort den Stempel des Schwiegervaters getragen. Hier dagegen zeugte jeder Winkel von Luxus und Geschmack. Und von seiner besonderen Fähigkeit, Wünsche und Ideen in die Tat umzusetzen.

Seine Frau kam ihm in der Diele entgegen. Lucie, in einem weißen Wollkleid, die großen Naturperlen in den Ohren, eine kühle und elegante Frau. Eisfee. Selbst in ihrer Stimme klirrten Eiskristalle.

Sie küßten sich leicht auf den Mund. Lucie betrachtete ihren Mann forschend. Einen Augenblick lang fürchtete er, sie könnte ihm sein Abenteuer ansehen, den Geruch der fremden Frau wahrnehmen oder eine Veränderung seiner Ausstrahlung wittern. Aber sie fragte: »Wie war Berlin? Anstrengend natürlich. Hast du erreicht, was du wolltest? Du siehst aus, als ob du ein Bad und einen Whisky brauchst.«

»Du hast mal wieder recht. Fangen wir mit dem Whisky an? Bei Tisch berichte ich dann in aller Ruhe. Wo steckt Angela?«

»Sie übernachtet heute bei Claudia. Ganz dicke Freundschaft im Moment.«

»Bist du sicher, daß Claudia sich bei näherem Hinsehen nicht als Claudius entpuppt?«

»Sicher kann man nie sein. Ich kenne Claudia zwar, aber vielleicht wird sie nur vorgeschoben. Andererseits wissen wir, daß Angela ein recht vernünftiges Mädchen ist. Sie haben ein distanzierendes

Verhältnis zum Sex heutzutage. Du weißt doch: Schon als Kind, mit sieben etwa, konnte sie aus Knete einen kleinen Penis formen. Wir waren damals regelrecht erschrocken.«

»Wirklich? Ja, wenn ich jetzt überlege ... ich hatte es wohl verdrängt. Eltern sehen ihre Kinder ungern als sexuell gesteuerte Wesen, nicht wahr?«

»Sie beherrschen die Theorie, nicht die Praxis.«

Richard nickte.

Lucie hatte zu Anfang ihrer Ehe ebenfalls die Theorie beherrscht und die Praxis bei ihm erlernen wollen.

»Ich bin noch Jungfrau. Du mußt mir alles beibringen, Richard!«

Er war erstaunt gewesen, wie wißbegierig, unbefangen und unerfährlich sie anfangs gewesen war. Und so jung. Es hatte aufgehört, als sie schwanger wurde. Ihre ehelichen Zärtlichkeiten hatten sich friedlich eingependelt.

Richard duschte und kleidete sich in seinem Schlafzimmer an: weißes Hemd, Weste im Paisley-Muster, bequeme graue Hose. Schwarze Socken zu schwarzen Slippers und selbstverständlich ein schwarzer Ledergürtel. Schuhe und Gürtel sollten immer in der Farbe zueinander passen. Das hatte ihm sein Lieblingsprofessor vorgelebt. Er hatte ihn kopiert, wo es nur möglich war. Und immer noch fragte er sich in brenzlichen Situationen, was den Benimm anbelangte: Wie hätte Prof. Wilke jetzt reagiert?

Duschen und Umkleiden nach der Arbeit gehörten für Richard, den Sohn eines kleinen Beamten, zum Luxus, den er sich jetzt erlauben durfte. Und zu diesem Wohlgefühl gehörte auch der Drink vor dem Essen, den Lucie und er im Wintergarten nahmen, wo Unmengen tropischer Pflanzen Urlaubsstimmung vorgaukelten.

Bei Tisch servierte Anton Brant die Mahlzeiten, die seine Frau Gerlinde kochte, buk und briet. Ehepaar Brant, das in einem Seitenflügel der Hornungschen Villa wohnte, sorgte für die Universalbetreuung seiner Arbeitgeber. Er chauffierte auch bei Bedarf. Sie

leitete Putzfrau und Gärtner an, kümmerte sich um Einkauf und Küche, während ihr Anton für den Weinkeller zuständig war.

Jetzt präsentierte Anton mit Grandezza die Hauptschüssel: Tafelspitz, mit Gemüse umlegt. Mit drei Saucen folgte ihm Gina, das Mädchen mit Abitur, das sich hier Geld für die Ausbildung zur Kunsttischlerin verdiente. Das sagte Gina jedenfalls. Sie war die Tochter eines Italieners und einer Deutschen, die mit neuen Partnern lebten und sich nicht um ihre beiden Töchter kümmerten. Gina selbst scheute feste Bindungen und wohl auch ein festes Lebenskonzept.

Richard konnte nie umhin, ihren besonders hübschen Po zu bewundern, und sie wußte es und servierte ihn schnuckelig zu allen Mahlzeiten.

Selbstverständlich hätte Richard niemals eine Liebschaft im eigenen Hause angefangen. Gina war wenig älter als Angela. Kein grundsätzlicher Hinderungsgrund. Aber nicht im Kirchspiel!

»Ich war heute in der Kunstausstellung ›Neue Amerikaner‹, berichtete Lucie.

»Und?«

»Na ja. Immerhin gab es Warhols und Rauschenbergs. Man dachte doch beinahe schon, sie wären nur Illustrationen in Zeitschriften. In natura sind sie eindrucksvoller. Zwei Koons waren da. Diese Porzellangruppe, wo er mit seiner angetrauten Nymphe schläft. Jetzt sind sie längst geschieden, aber hier ist ihr Geschlechtsverkehr für eine Ewigkeit festgehalten.«

»Merkwürdig. Diese kleine Prostituierte, die so viel von sich reden machte? Das Werk möchte ich nicht im Hause haben, obwohl es zumindest originell wäre.«

»Ich mag Sachen nicht, deren Preis den Grad ihrer Wertschätzung bestimmt.«

»Es sollte umgekehrt sein.«

Friedliche Stimmung. Gepflegtes Heim. Gina räumte die Teller

ab. Von rechts. Anton stellte Schälchen aus Kristall für den Nach-
tisch hin und brachte die Schale mit in Weißwein gedünsteten Pfir-
sichen.

»Ah, Pêche Cardinal«, sagte Richard und dachte: Wolf im Schafs-
pelz! Du spielst hier heile Welt und kommst aus dem Bett der an-
deren. Duft und Schweiß der fremden Frau, nur oberflächlich abge-
duscht.

Und während er an Britta dachte, meldete sein Körper die Sehn-
sucht nach ihr. Er mußte sie wiedersehen. Er brauchte es! Natürlich
wollte er Lucie nicht verletzen, obwohl sie ihn manchmal mit ihrer
kühl bestimmten Art zur Weißglut brachte.

Nicht einmal sich selbst gestand er ein, daß er Angst vor Lucie
hatte. Nicht im Bett, da war er immer noch der King. Aber auf an-
deren Gebieten dominierte Lucie. Sie war selbstsicher, spielte besser
Golf als er, wußte, wen man wozu einlud und wen überhaupt nicht.
Und sie heuchelte nicht, wenn es um guten Geschmack ging. Sie
hatte ihn. In ihren Kreisen wurde man selbstsicher geboren.

Sogar ein Dummkopf mit erstklassiger Kinderstube genoß mehr
Ansehen als der tüchtige Kerl aus dem Kleinbürgertum. Richard
wußte, daß sie ihn ›Landei‹ und ›Erbschleicher‹ nannten, hinter sei-
nem Rücken, aber nicht so leise, daß er es nicht vernommen hätte.

Gewiß, er hatte sich durchgesetzt. Niemand schnitt ihn. Keiner
schlug mehr diesen herablassend jovialen Ton an, den sie für Em-
porkömmlinge parat hatten. Doch er konnte nicht wirklich sicher
sein. Nie! Wenn etwas geschah, würden sie ihn fallenlassen. Wenn
Lucie sich von ihm abwandte, konnte er sehen, wo er blieb.

Aber es funktionierte ja. Er hatte allen Grund, mit sich zufrieden
zu sein. Warum nur war er bereit, alles aufs Spiel zu setzen für diese
kleine Abenteuerin, die er doch kaum kannte?

Natürlich war es der Sex. Dieses ganz und gar Animalische. Das
Stammhirn triumphierte. Kampf und Liebe hatten ihren eigenen
Motor. Auch bei Lucie? Er konnte es sich nicht vorstellen.

»Ich gehe nachher zu meinem Bridge-Abend«, sagte sie gerade. »Dabei wollen wir auch gleich den nächsten Bazar für unsere Spastis besprechen.«

Das war typisch Lucie. Sie engagierte sich in Wohltätigkeitsunternehmungen und sozialer Arbeit, und die Behinderten, die dort betreut wurden, nannte sie ›Spastis‹. Das war irgendwie zynisch. Sie hatten eine erwachsene Tochter miteinander. Sie lebten zusammen, und doch wurde Richard nach all den Jahren nicht wirklich schlau aus ihr.

Er wußte nicht warum, aber diese Bemerkung über ›ihre Spastis‹ gab endgültig den Ausschlag für seinen Entschluß: Am Dienstag würde er nach Berlin fahren. Er würde Britta wieder in seinen Armen halten.

Anton reichte die Pfirsiche herum wie ein Juwelier, der dem potenten Kunden seine Edelkollektion präsentiert. Gina schwänzelte mit dem Himbeerpüree hinterher.

Den Mocea tranken die Hornungs im Wintergarten, wie immer. Lucie nahm eine der beiden langen, dünnen Zigaretten, die sie täglich rauchte. Richard gab ihr Feuer mit einem goldenen Feuerzeug, das er ihr einmal geschenkt hatte. Es war ein kleines Ritual.

Beide wußten, daß Angela sehr viel rauchte, viel zu viel, aber sie sprachen nicht darüber. Was nicht erörtert wurde, existierte nicht. Ein Grundsatz, der von Lucie stammte. Sie hielten sich daran.

Am Dienstag morgen landete Richard in Berlin Tegel. Er war gelassen und eher ein wenig unzufrieden als voller glücklicher Erwartungen. Das passierte ihm häufig, wenn die Erfüllung eines Wunsches nahe war. Aber er wußte, daß sich dieser Zustand bald ändern würde.

Seinen Körper erfüllte schon eine Vorahnung. Die geschmeidige Frau in seinen Armen würde ihn auch seine Skrupel vergessen las-

sen: ein Ehemann auf Abwegen!

Lucie hatte er erzählt, er sei in Leipzig. Sein Hotel dort war bereits gebucht. Nachher wollte er von Berlin aus zu Hause anrufen und so tun, als sei er schon in Leipzig eingetroffen. Lucie würde keinen Kontrollrückruf machen. Und in zwei oder drei Tagen würde er in Leipzig erreichbar sein. So einfach sah es aus.

Er hatte seiner Frau bisher wenig Grund zu Eifersucht und Argwohn gegeben. Die Sache mit Britta war eine Ausnahme. Bribri würde bald zurückkehren nach New York. Die Affäre war zeitlich begrenzt.

Er rief vom Flughafen aus im Grandhotel an. Es war klüger, wenn man angemeldet erschien.

»Bitte Zimmer drei-sechzehn!«

»Wen möchten Sie sprechen?«

»Frau Hugendübel.«

»Ich verbinde.«

Eine Zeitlang lauschte er dem Summen in der Leitung, dann meldete sich die Männerstimme wieder: »Bedaure, es meldet sich niemand.«

Richard war etwas enttäuscht. Doch wahrscheinlich schlief Britta noch fest um diese Zeit. Er wußte so wenig von ihr.

Er nahm ein Taxi. Im Hotel sah der Mann an der Rezeption uninteressiert ins Leere. Richard schaute im Vorbeigehen flüchtig auf das Schlüsselbrett. Die Stelle für ›316‹ schien leer zu sein. Also war sie da. Denn sie würde doch wohl den Zimmerschlüssel mit dem dicken Knopf nicht irgendwohin mitnehmen?

Er nahm den Aufzug. Das Hotel schien noch im Schlaf zu liegen. An der Tür von 316 hing das Schild mit der Seite ›Bitte nicht stören!‹ nach oben.

Tausend Gedankensplitter und Gefühle wirbelten ihm im Bruchteil einer Sekunde durch Kopf und Herz. Was war? Schief sie? War ein Kerl bei ihr? War sie umgezogen? Abgereist? Wohnte vielleicht

schon ein anderer Gast hier? Wollte sie ihn nicht empfangen und hatte sich deshalb verbarrikadiert, nachdem das Telefon geklingelt hatte?

Hirngespinnste. Und trotzdem: Sein Herz schlug hart. Er fühlte sich merkwürdig angespannt. Es war eher ein Fluchtinstinkt als der Wunsch nach Klarheit. Geh und kümmere dich um gar nichts. Hake die Geschichte ab. Lege sie ab unter der Rubrik ›Erinnerungen‹.

Er klopfte. Man kehrte nicht um, das würde man sich nie verzeihen. Er horchte. Klopfte noch einmal. Gedankenlos drehte er am Türknoopf. Die Tür war ja gar nicht geschlossen.

Als er leicht dagegedrückt, öffnete sie sich zu einem Drittel und gab den Blick frei auf etwas, das Richard einen Augenblick lang nicht glauben wollte. Was er sah, mußte eine überspannte Reaktion seiner Nerven sein.

Zwei hellgrüne Sessel waren umgekippt. Einer davon war mit Plat-schen roter Farbe und hellgrauem Schaum befleckt. Hinter diesem Sessel lugten auf dem grauen Velours des Bodens zwei Beine in schwarzen Hosen und schwarzen Schuhen hervor. Solche Beine gab es in Scherzartikelgeschäften zu kaufen. Richard wußte das, weil er einmal gegen Abend beim Joggen im Park selber beinahe darauf hereingefallen war.

Die Beine hatten in der Dämmerung aus dem Gebüsch auf den Weg hinausgeragt. Er hatte sie für die Beine eines Toten gehalten und schon im Lauf gestockt, als er Kichern und Prusten von Kinderstimmen aus dem Gebüsch hörte. Er war weitergelaufen, aber der Schreck hatte noch nachgewirkt, seinen Puls beschleunigt und Leere im Kopf hinterlassen.

Wie jetzt. Aber diesmal war es Wirklichkeit, da gab es keinen Zweifel. Er stockte, schaute den Gang in beiden Richtungen entlang, sah sich sozusagen selbst zu, als er nun vorsichtig eintrat und die Tür schloß, gesteuert ausschließlich von seinen Instinkten.

Er erblickte den toten Mann. Er wunderte sich, daß er nicht stärker entsetzt war. Ein Mann ohne Gesicht. Er lag auf dem Rücken in einer Blutlache, die das karierte Jackett, die Hose, die Socken durchtränkte. Der Sessel war mit dem vollgespritzt, was wohl einmal sein Kopf gewesen war. Er hatte nur noch einen Rest davon. Eine furchtbare Hinrichtung hatte hier stattgefunden.

Wer immer es getan hatte, er war auf Nummer Sicher gegangen: Keine Chance für den Delinquenten. Und für Britta? Die Erkenntnis stürzte auf Richard ein: Sie mußte irgend etwas mit der Sache zu tun haben!

Er zwang sich, sich umzuschauen, weiterzugehen. Die Beine wollten ihm den Dienst versagen. Er räusperte sich und sagte vorsichtig: »Britta!«

»Britta? ... Britta!« Seine Stimme wurde lauter. Wie ein Roboter marschierte er ins Bad. Da lag ihr Negligee auf dem Hocker. Ein Duft von Parfüm hing im Raum. Keine Britta.

Richard ging ins Schlafzimmer, schaute in den begehbaren Ankleideschrank. Dort hingen und lagen ihre Sachen, natürlich konnte er nicht feststellen, ob sie vollständig waren. Auf der Bank für das Gepäck standen Brittas nachgemachter Vuitton-Koffer und die Reisetasche.

Britta war also nicht da. Weder lebendig noch tot. Erst jetzt ging ihm auf, daß er selber in Gefahr schwebte. In Gefahr, hier entdeckt, erkannt, hineingezogen zu werden in eine finstere Mordgeschichte, die begonnen hatte als federleichte Affäre. Die konnten ihn gar für den Täter halten! Bestenfalls wäre er entlarvt als Herr auf Abwegen, Seitenspringer unter falschem Namen im zweifelhaftesten Milieu. Lucie würde ihm das nie verzeihen!

Sie würde ihn fallenlassen wie eine heiße Kartoffel, das stand eisern fest. Sie würde ihn abschaffen wie einen Hund, der plötzlich bissig wird. Es wäre sein Ruin! Die Boulevardpresse schlägt zu. Seine unfehlbaren Geschäftspartner distanzieren sich von dem Auf-

steiger, dem sie nie getraut hatten. Solche Fälle klamüserten sich Drehbuchautoren aus, aber hier war die Hauptrolle mit ihm besetzt, mit Richard Hornung ganz persönlich. Wenn er nicht aufpaßte!

Augenblicklich spürte er den Adrenalinstoß. Neue Kraft. Sich umschauen. Handeln. Zwei Schritte bis zur Tür. Vorsichtig auf den Gang hinausspähen. War jemand vorbeigekommen? Nein, wohl nicht. Von links schob gerade ein Zimmermädchen ihren Wagen mit frischen Handtüchern, Bettwäsche und Putzmitteln in seine Richtung und parkte ihn drei Türen weiter.

Er zog die Tür leise von innen zu, wartete etwas, sah vorsichtig abermals hinaus. Der Wagen stand da. Sie war verschwunden. Richard trat aus der Tür, wischte eilig den Knauf, den er berührt hatte, mit seinem Staubmantel ab, zog die Tür zu, achtete darauf, daß ›Bitte nicht stören‹ wieder lesbar war, hastete den Gang entlang, die Treppen hinunter, sie waren leer, alle ordentlichen Leute fuhren im Aufzug. Er gehörte zur Zeit nicht dazu.

Irgendwo gab es in jedem Hotel Hinterausgänge. Er kannte von einem früheren Besuch her die Sauna im Keller. Von da aus konnte man ins Freie gelangen. Er ging durch den Heizungsstrakt. Daneben schien die Wäscherei zu sein. Er trat möglichst sicher auf. Falls ihn jemand sah, konnte er ihn für einen Ingenieur oder einen kompetenten Hotelangestellten halten. Jedenfalls hoffte er das. Aber er traf zum Glück niemanden.

Dann war er draußen, auf einem Hof, auf dem Lieferwagen und wenige Privatwagen parkten. Auch hier war niemand zu sehen. Es erschien ihm wie eine Fügung, ein Wunder, das Zeichen einer wohlwollenden Macht.

Auf der Straße brach ihm der Schweiß aus. Sein Magen revoltierte. Er zitterte am ganzen Körper. Er war in Gefahr umzusinken.

Mit großer Willensanstrengung zwang er sich zum Weitergehen. Nicht schlappmachen! Du hast nichts getan! Du hast etwas gese-

hen, aber nichts getan! Du konntest nicht helfen! Der Mann war tot. Also hast du nichts unterlassen. Britta ist fort. Sie ist entweder schon vor dem Mord ausgezogen, vielleicht zu einem anderen Mann, bestimmt ist sie da nicht heikel. Oder sie ist geflohen. Oder ... tot? War sie in diese Geschichte verwickelt?

Im Grunde wußte er wenig von Britta. Sie war entzückend im Bett. Das war's dann aber auch.

Richard erschauerte. Der Tote in Nummer 316 erschien vor seinem inneren Auge, dieser furchtbar zugerichtete Mensch. Jetzt hieß es, egoistisch zu sein, klug und umsichtig zu reagieren, die eigene Haut zu retten. Das hieß vor allem: schleunigst aus Berlin zu verschwinden!

Richard stieß auf einen U-Bahnhof und löste einen Schein. Er stieg mehrmals um, bis er schließlich den U-Bahnhof Zoo erreichte. Von da aus nahm er den Zubringerbus zum Flughafen, buchte den nächsten Flug nach Leipzig, wartete fast gedankenlos und völlig erschöpft auf den Abflug.

Im Flugzeug bestellte er sich einen Cognac, und als die Stewardess ihm das Glas reichte, zitterte seine Hand. Seine Nachbarin sah ihn auf diese Weise an, mit deren junge Frauen Tattergreise bedenken. Eher abfällig als mitleidig. Blöde Zicke. Noch vor sehr kurzer Zeit hatte eine Jüngere, viel Hübschere in seinen Armen gezittert.

In Leipzig fuhr Richard mit einem Taxi ins Hotel. Er nahm seinen Schlüssel in Empfang und begab sich auf sein Zimmer, von wo aus er zu Hause in Rendsburg anrief. Lucie war nicht da. Gina flötete, sie werde bestellen, daß alles in Ordnung sei.

»Wiederseh'n, Herr Hornung, schönen Tag noch!«

Alles in Ordnung! Schönen Tag noch! Warum nicht? Er war gerettet. Die winzigen Flaschen im Barschrank reichten nicht aus zur Feier. Er ließ sich eine Flasche Whisky aufs Zimmer bringen und trank ihn ohne Eis, mit großen, langen Schlucken.

Einige Sekunden lang war ihm, als sei das alles gar nicht passiert.

Ein Traum, eine Erinnerung an eine Fernsehsendung vielleicht. Dann kehrte die Wirklichkeit mit vermehrter Kraft zurück. Er rann- te ins Bad und übergab sich. Danach war ihm wohler. Er packte seine Reisetasche aus. Ein Wunder, daß er sie nicht in Panik irgend- wo verloren oder vergessen hatte. Er duschte, zog sich um und be- stellte ein Taxi. Dann fuhr er zu dem Kabelwerk, das er nach der Wende mit aufgebaut hatte. Es war wie zu Hause. Sie mochten ihn nicht, aber sie schätzten ihn. Besonders, seit man schwarze Zahlen schrieb. Es war richtig und wunderbar, jetzt normal weiterzuleben. So zu tun, als wäre nichts geschehen. Bis man selbst daran glaubte.

2. Kapitel

Britta war eingekeilt in dem grauen Mittelklassewagen. Links von ihr saß der magere Dunkelhaarige mit der Stirnglatze, über die er einige fettige Strähnen verteilt hatte. Sie schätzte sein Alter auf fünfzig. Er war klein, aber drahtig, wie einer, der von Kind auf hart gearbeitet hatte.

Rechts hockte der sehr junge Mann, fast noch ein Knabe, schwarze Locken wie ein Putto, sehr hübsch, mit großen, ängstlichen Augen. Der Schein trog, wie Britta wußte. Beide Männer waren Killer.

Ein älterer Mann fuhr den Wagen. Auch er sah nicht gefährlich aus, wirkte so durchschnittlich, daß sich gewiß nie jemand an ihn erinnern konnte.

Ja, sie waren gefährlich. Tödlich. Britta war steif vor Angst. Ein Eiszapfen. Deshalb zitterte sie auch nicht. Erstarrt, erfroren. Auch ihr Gehirn arbeitete nicht richtig.

Niemand sprach. Vorhin hatte ihr der Magere kurze Befehle zugebellt: Ganz still! Kein Wort! Wenn du schreist, bist du tot. Sie hatte sogar auf Kommando gelächelt, als sie durch die Hotelhalle geführt wurde.

Niemand merkte etwas, keiner schöpfte Verdacht. In diesen großen Hotels bewegte man sich anonym. Das machte ja sonst auch gerade einen Teil ihres Reizes aus.

Die Männer waren mit ihr ein Stückchen die Straße entlanggegangen, fort aus dem Blickfeld des Hotelportiers. Sie wußte, daß an Flucht nicht zu denken war. Dann fuhr der Wagen vor. Sie stiegen ein. Die Menschen gingen ihrer täglichen Beschäftigung nach. Alles war normal. Wie sonst auch. Nur nicht für Britta Schirmmacher.

Sie hatte eben einen Mord aus nächster Nähe mit ansehen müssen. Nun war sie in der Gewalt der Mörder. Warum nahmen sie die Zeugin mit? Hatten sie etwa Mitleid? O nein. Aber es mußte einen Grund geben.

Britta kannte Berlin wenig, ihr sagten die Straßen nichts, durch die sie fuhren. Außerdem wagte sie auch nicht, an ihren Bewachern vorbei hinauszuschauen. Vielleicht hätte sie sonst aus den Augenwinkeln Straßenschilder erkennen können. Aber wozu? Es waren Mörder. Die gingen kein Risiko ein. Zwei von den Dreien waren jedenfalls Mörder. Britta hatte es mit angesehen.

Der Wagen hielt. Der Magere stieg aus und bedeutete ihr durch ein Zeichen, sie solle ebenfalls aussteigen. Eine normale Wohnstraße. Niemand würde sich für das Grüppchen interessieren, das nun aus dem Auto stieg.

»Maul halten«, sagte der Magere. Der Junge war ebenfalls schon auf dem Bürgersteig. Der Alte fuhr weiter.

›Seafood Murmansk‹, stand in schwungvoller Schrift über der Tür, zu der sie nun geführt wurde.

Zwei Frauen mit Einkaufstaschen gingen vorbei. Sie plauderten miteinander. Britta hätte gern geschrien, aber sie nahm sich zusam-

men. Eine ältere Frau führte ihren Dackel an der Leine spazieren. Das Tier blieb stehen und sah Britta an. Die Frau mußte es energisch weiterzerren.

Ein paar Häuser weiter war ein Laden für Surfing und Wassersportbedarf mit sehr bunt bemalten Schaufenstern und einem aufgetakelten Surfbrett vor der Tür. Die Sonne schien. Es war ein milder Spätsommertag mit knallblauem Himmel. Die Straßenbäume zeigten den ersten Anflug von herbstlichem Gelb nach dem langen, trockenen Sommer.

Zu dem Seafood-Murmansk-Geschäft führten einige Stufen hoch. Hinter dem Schaufenster waren Pappkartons gestapelt. Es gab eine Verkaufstheke, auf der einige Kaviardosen in unterschiedlichsten Größen das einzige Angebot zu bilden schienen. Und es roch schwer nach Fisch und Muscheln und alten Pappkartons. Was um Himmels willen hatten diese Verbrecher hier zu suchen?

Britta wurde durch den Laden geführt und einen anschließenden großen, völlig kahlen und unmöblierten Raum. Dann ging es durch einen Gang, eine Treppe hinunter, o Gott, ein Keller, eine Tür, die der Magere öffnete. Eine sehr helle Deckenleuchte wurde eingeschaltet, eine Glühbirne in der Fassung lediglich. Es war ein großer Raum. Die kleinen Fenster mit Ziegelsteinen zugemauert. Spartanische Einrichtung: ein Tisch, drei Stühle, ein Holzstuhl mit Armlehnen, beinahe ein Thron. Dorthin dirigierte der Magere sie, hielt sie am Ellenbogen.

Britta wurde plötzlich bewußt, daß ihre Blase übertoll war. Noch zwei Minuten, und sie würde sich naß machen. Noch nie hatte sie da lange durchhalten können. Der Drang, Pipi zu machen, übertraf an Intensität sogar ihre Angst.

»Ich muß mal«, sagte sie kläglich.

Der Magere reagierte nicht.

»Ich muß sofort!« Sie merkte selber, daß ihre Stimme kickste.

Der Magere trat dicht vor sie. Sie war daran gewöhnt, daß Män-

neraugen aufleuchteten bei ihrem Anblick. Diese nicht.

»Halt's Maul!«

»Ich muß aber!«

Unversehens schlug er zu. Die Ohrfeige riß ihr den Kopf zur Seite. Das Trommelfell schien geplatzt zu sein. Tränen traten ihr in die Augen. Nun war es sowieso geschehen. An ihren Schenkeln breitete sich nasse Wärme aus.

Der Unhold drückte sie auf den harten Sessel. Sie fühlte, wie ihre Wange anschwell. Erst in diesem Augenblick ging ihr mit letzter Gewißheit der absolute Ernst ihrer Lage auf. Sie saß in einem wahrscheinlich schallisolierten Keller. Zwei Mörder bewachten sie. Der mit dem Revolver hinten im Hosenbund hatte ihr eben mit scheinbarer Belanglosigkeit gezeigt, daß er vor Gewalt ihr gegenüber nicht zurückschreckte. Und der mit dem Messer, der hübsche kleine Junge, der immer wieder zugestochen hatte vorhin, bevor der andere das Massaker durch einen ganz leisen Schuß beendet hatte, der sah gelassen zu. Vielleicht sogar genüßlich? Er war bestimmt nicht um einen Deut mitleidiger.

Sie hatten etwas mit ihr vor. Jaaa, sie hatten *etwas mit ihr vor!* Was? Sie wußte es nicht. Doch sie hätten sie getötet oder laufenlassen, auf keinen Fall hätten sie die Zeugin mitgeschleppt in diesen Keller, wenn sie nicht etwas mit ihr vorhätten.

Der Junge war von hinten an ihren Sessel herangetreten und warf ihr plötzlich eine Schlinge über, die er etwa in Höhe ihrer Schenkelbeuge an der Lehne festzerzte. Der Magere ergriff ihre rechte Hand. Sie ließ es ohne Widerstand geschehen, daß er den Unterarm mit einem Lederriemen an der Sessellehne festschnallte. Dasselbe tat er mit ihrem linken Arm.

Sie schloß die Augen, als sei es so möglich, zu entfliehen in ein anderes Land. Vielleicht würde sie aus einem Alptraum erwachen, wenn sie die Augen wieder öffnete?

Sie spürte, wie die beiden Männer nun ihre Füße an die vorderen

Stuhlbeine schnallten. Dann gingen sie wortlos zur Tür und machten das Licht aus. Sie machten das Licht aus! Es war stockdunkel. Sie hörte, wie die Tür verschlossen und offenbar verriegelt wurde.

Nein, das kann nicht wirklich sein. Ein schrecklicher Traum. Es kann nicht sein, daß ich hier angeschnallt sitze wie ein Todeskandidat auf dem elektrischen Stuhl! Ich hab' doch nichts verbochen!

Vielleicht war es ein bißchen illegal, daß ich diese Uhren mit dem möglicherweise merkwürdigen Inhalt transportiert habe. Mister Ledermans ›Kleine Botin‹, sein ›INA-Engel‹, seine ›Zaubermaus‹.

Sie hatte auf ihren kostenlosen oder stark verbilligten Flügen, die ihr als Angestellter der Fluggesellschaft zustanden, schon mehrmals solcher ›Transporte‹ durchgeführt. Sie wurde nicht überprüft, ihr Gepäck nur oberflächlich gecheckt.

Diesmal waren es Uhren gewesen, made in Hongkong: drollige Modelle, einige zeigten Indianerköpfe auf dem Zifferblatt, andere Blumen, Mickymäuse, sogar Weihnachtsmänner mit der Aufschrift ›Merry Christmas‹ waren dabei gewesen. Einige waren farbig, blau, weiß, rot oder grün, mit passenden Lederarmbändern.

Jedes Exemplar steckte in einer Zellophantüte, die wiederum in die Fächer eines Etais geschoben war, das den Eindruck eines kleinen Reiseneccessaires erweckte. Es ließ sich aufklappen, und sie hatte noch scherzhaft zu Mister Lederman gesagt, sie fühle sich beinahe wie die Besitzerin eines Bauchladens. Mister Lederman hatte gelächelt und dabei sein zu großes, zu weißes, sicher falsches Gebiß gebleckt.

Er hatte weiße Locken, die über den Ohren abstanden, ein Typ wie aus einem Comic-Heft. Aber wer lachte denn nun? Bestimmt nicht Britta Schirrmacher.

Ihr Herz schlug so hart, daß sie fürchtete, es könnte plötzlich überfordert damit aufhören. Es war nicht kalt im Keller, aber auch nicht warm. Die feuchten Stellen zwischen ihren Schenkeln und an ihren Beinen wirkten allmählich wie kühle Kompressen.

Sie versuchte, ihre Haltung ein wenig zu verändern, ihren Muskeln und Sehnen Erleichterung zu verschaffen trotz der Fesselung.

Mehrmals sagte sie »Mama!«, »Mamilein!«, und dann weinte sie, leise und gleichmäßig, ohne zu schluchzen, immer auf der gleichen Tonhöhe.

Ihre Mama. Wie sehr hatte sie sich immer nach Mamas Liebe gesehen. Aber nach dem Tod ihres Vaters hatte ihre Mutter wieder geheiratet, einen freundlichen, neutralen Mann, der die Stieftochter gut behandelt und nie geschlagen hatte. Nicht einmal ausgescholten hatte er sie – wie die drei Kinder, die er und Mama zusammen hatten.

Ihre Geschwister. Nette, neutrale Kinder. Liebe! Liebe – das war etwas, das die kleine Britta über alles begehrte. Auch später, als junges Mädchen, suchte sie danach bei lauter neutralen, oft gar nicht netten Männern. Richard hatte ihr wenigstens die Illusion von Liebe verschafft. Obwohl sie gewußt hatte, daß er letztlich zu seiner Familie halten würde. Jetzt war es vorbei. Wenn ich rauskomme, werde ich sofort nach New York zurückkehren. Für Mister Lederman werde ich nie mehr etwas befördern. Und wenn er mich totschlägt... Und wenn er mich wirklich totzuschlagen droht?

Sie wußte, daß sie sich etwas vorgemacht hatte, von Anfang an: Die Bezahlung war zu üppig gewesen für den angeblichen »kleinen Gefallen«, als den Mister Lederman ihre Botendienste hingestellt hatte.

Bevor sie sich persönlich kennenlernten, hatten sie ganz normale dienstliche Telefongespräche miteinander geführt. Er war ein potenter Kunde von INA gewesen. Eines Tages war er in das Büro gekommen und hatte sich ihr vorgestellt mit der Bemerkung, sie sehe genauso aus, wie er sie sich der Stimme nach vorgestellt hätte. Er hoffe nun, daß sie ihn nicht so ledern finde, wie sein Name es vielleicht vermuten lasse. Er hatte sie zum Essen eingeladen, in ein feudales Lokal, sich danach aber keinerlei Freiheiten herausgenommen.

Nach der dritten Einladung hatte er sie um einen kleinen Gefallen gebeten.

Sie hatte gezögert, und er hatte erklärt: »Ich nenne Ihnen mal gleich mein bestes Argument.« Und das Argument war die Bezahlung. Sehr üppig, sehr verlockend. Nicht nur wegen der Kaufkraft. Geld stand für Erfolg. Und Erfolg war fast so gut wie Liebe. Besser vielleicht. Würden sonst so viele Männer den Erfolg über die Liebe stellen?

Nun, zuerst war es wirklich einfach gewesen. Richtig nett und lustig, ein bißchen wie beim Geheimdienst, wenn es stimmte, was man da so las. Vielleicht wollte Mister Lederman sie zuerst nur testen?

Im Grandhotel hatte sich nun eine weiche Männerstimme mit östlichem Akzent bei ihr am Telefon gemeldet: »Spreche ich mit Frau Hugendübel?«

Es war abgemacht, daß sie diesmal unter dem Namen Hugendübel absteigen sollte. Die Idee mit Richard Hornung stammte allerdings ganz und gar von ihr. Aber warum sollte Frau Hugendübel nicht verheiratet sein? Das schadete doch sicher keinem Menschen.

»Ja, bitte?«

»Hier ist Boris. Es geht um Onkel Nick.«

»Oh, ja, Boris. Sonntag abend, zehn Uhr«, hatte sie erwidert.

›Onkel Nick‹ war das Stichwort. ›Nick‹ war wohl Mister Ledermans Vorname. Es klappte ja wieder hervorragend. Sie würde dem Mann die Uhren geben. Er würde ihr sein Päckchen überreichen, das sie in der mittelafrikanischen Botschaft abliefern sollte, zusammen mit dem Spielzeug im Schrank, die würden alles weiterbefördern, Diplomatengepäck würde überhaupt nicht durchsucht. Kinderleicht. Ein Traumjob – irgendwie.

Sie ging ins Kino und war rechtzeitig zurück. Duschte noch in aller Ruhe. Sie fühlte sich entspannt und noch gesättigt von Leidenschaft.

Um zehn hatte es an der Tür ihrer Suite geklopft. Sie hatte geöffnet, gekleidet in ihren neuen Hosenanzug von Armani, hellgraue Seide. Dazu trug sie die passenden Wahnsinnsstiefeletten. Nicht, daß sie ein Abenteuer direkt gesucht hätte, aber manchmal ergab sich ein Flirt. Und nach ›Spellbound‹ hatte sie geduftet, verführerisch und apart.

Jetzt roch sie nach Schweiß und Urin. Der Hosenanzug war durchnäßt und verkrumpelt. Die Schenkel juckten, und sie konnte sich nicht einmal kratzen, weil ihre Hände gefesselt waren.

Sie begann laut zu beten. Von Kind an betete sie: Lieber Gott, und manchmal spürte sie deutlich, wie der da oben sich zu ihr neigte und ihren Bitten lauschte, gütig und allwissend. Aber jetzt hörte er nicht zu.

Britta dachte, daß sie gern sterben wollte, aber sie wußte zugleich, daß sie überhaupt nicht sterben wollte. Sie wollte leben und glücklich sein, sich über Kleinigkeiten aufregen, sich über ihre Kollegin Lindi ärgern, Serien im Fernsehen anschauen, in die Disco gehen und Liebe machen, alles, was schön und wichtig und das echte Leben war.

Ich muß schlafen. Ich muß schlafen, um frisch zu sein, wenn es hier losgeht. Aber sie wurde das Schreckensbild nicht los.

Boris hatte die Uhren in Empfang genommen, ohne jede persönliche Kontaktaufnahme. Sie hatte sich auch nicht darum bemüht. Sein Aussehen schüchterte sie ein. Er wirkte gefährlich und grausam mit diesen schrägen Augen im zu mageren Gesicht. Schwarze Augen, hohe Wangenknochen, schmaler Mund, gelber Teint. Er sah aus wie ein Mongole. Jedenfalls konnte Britta ihn sich gut vorstellen im Sattel, in Dschingis-Khans Regiment, ein Lasso schwingend – oder hatten sie Säbel gehabt?

Er hatte sein Päckchen aus einer simplen Plastiktüte gezogen und auf den Tisch gelegt, die Uhren in dieselbe Tüte verstaut und war wortlos zur Tür geschritten, die sie entriegelte. Er öffnete die Tür.

Zwei Männer drängten ihn zurück ins Zimmer. Sie wußte instinktiv, daß die beiden äußerste Gefahr bedeuteten, und zog sich geräuschlos in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Boris wurde gegen den grünen Sessel gedrängt. Der Magere schloß die Tür, während der Junge Boris bedrängte. Britta hörte ein schmatzendes Geräusch, mehrmals, Boris fiel zu Boden, der Sessel kippte um, und dann sah Britta das Messer in der Hand des Jungen und auch die Waffe in Boris' Hand. Dann sprang der Magere mit einem Satz hinzu, und es gab diesen Knall, dumpf, sehr laut. Auch wenn man vorher nie einen Schuß gehört hatte, wußte man absolut sicher, was das war.

Britta kniff die Augen zusammen, zu spät. Sie hatte gesehen, wie der Kopf zerplatzte, hatte dieses schreckliche, platschende Geräusch gehört.

Der Magere sagte dann etwas zum Jungen, in einem harten, fremden Tonfall. Sie kamen auf Britta zu. In diesem Augenblick schien etwas von der vergangenen Lebensenergie des Toten in sie überzugehen, jedenfalls hatte sie deutlich dieses Gefühl. Sie wurde nicht ohnmächtig. Sie sank nicht um. Sie sah ihnen entgegen, auf alles gefaßt, zum Durchhalten entschlossen.

Aber jetzt hatte alle Kraft sie verlassen. Sie zitterte, zerrte matt an den Fesseln, sie ächzte und wimmerte. Die Dunkelheit schien stofflich zu sein, wie Watte, die ihr das Atmen erschwerte. Sie fürchtete zu ersticken.

Aus Richtung Tür kam plötzlich ein Geräusch. Es wurde schneidend hell im Keller. Als ihre Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, sah sie den Engel in der Tür stehen. Ein Mann. Blond, groß, athletisch gebaut, mit kräftigen Schultern und schönen Schenkeln. Er trug Jeans und ein weißes Hemd, das sich über dem Gürtel bauschte. Er stand breitbeinig da und lächelte. Offenbar kannte er seine Wirkung und genoß sie auch.

Er schloß die Tür und trat etwas näher. Auch seine Züge waren

ebenmäßig. Er war tatsächlich schön. Schön auf die harte, männliche Art. Und er war keine Einbildung, keine Manifestation ihrer Angst. Er war real.

»Meine Güte, was haben die Idioten denn mit Ihnen gemacht? Angebunden! Im Dunkeln! Sie sind doch keine Kriminelle, nicht wahr?«

Er kam nahe heran. Sie hatte Angst. Trotzdem nahm sie wahr, daß er nach Tabak und gutem Rasierwasser roch. Er ging vor ihr in die Hocke und löste die Fesseln von ihren Füßen. Das Blut schoß schmerzhaft ein. Er berührte ihre Fesseln über den Stiefelettchen, dann ließ er eine Hand ein Stück höhergleiten.

Sie empfand die Berührung mit einer Intensität, als hätte die Dunkelhaft ihre Sinne geschärft und ihre Nerven bloßgelegt.

Er erhob sich und machte nun auch ihre Hände los. Den Strick um ihre Hüften löste er nicht. Er zog einen der Holzstühle heran und setzte sich ihr dicht gegenüber, mit gekreuzten Beinen, so elegant, als säße er im Salon und führe ein nettes, gepflegtes Gespräch.

»Möchten Sie rauchen?«

Sie krächzte und mußte sich räuspern, bevor die Stimme kam.

»Ja gern, danke.«

Er hielt ihr eine Packung hin, wartete, bis sie sich bedient hatte, und gab ihr Feuer mit einem kostbar wirkenden Feuerzeug.

»Lassen Sie die Asche einfach auf den Boden fallen, hier muß sowieso ausgefegt werden.«

Er lachte und fuhr fort: »Ich möchte, daß Sie mir einige Fragen beantworten. Danach sind Sie frei, ganz einfach.«

Er sprach fließend Deutsch, mit östlichem Akzent.

»Was wollen Sie wissen? Ich weiß ja nichts.«

»Sie haben diesem Mann im Hotelzimmer etwas übergeben. Wir haben es und wissen, was es war. Sie wußten es natürlich auch. Es ist immer dasselbe. Wir haben auch das Red Mercury, immerhin rund dreihunderttausend Dollar wert, Püppchen. Und du bist also

ein Kurier, oder, modern ausgedrückt, eine Kurierin.«

Er lachte wieder.

»Wir wollen Namen und Adressen. Auftraggeber. Was du wo übergeben hast und wem natürlich. Das wäre es dann schon. Beinahe.«

»Ich kenne nur Mister Lederman in New York. Er hat mir die Sachen gegeben. Seine Anschrift weiß ich nicht. Er rief mich an und bestellte mich in ein Lokal. Wir aßen was und tranken Wein. Er sagte mir genau, was ich tun und sagen sollte. Das war alles.«

»Wie sieht er aus?«

»Alt. So fünfzig, sechzig Jahre. Weißes Haar, rosig, rundes Gesicht. Schwarze Augen.«

»Weiter!«

»Ich glaube, er heißt Nick mit Vornamen. Nick war meist auch das Erkennungswort für den Kunden.«

»Was bekamst du dafür?«

»Diesmal dreitausend Dollar. Ich habe mit tausend Dollar angefangen.«

Er wirkte jetzt gar nicht mehr besonders freundlich. Das Bild des zerplatzten Kopfes erschien vor ihrem inneren Auge. Womit hatte der Magere nur geschossen? Im Kino war ein Loch in der Schläfe und fertig. Ihr Magen schien sich zu heben. Sie preßte die Hand auf den Mund.

»Wohin hat der Mann dich geschickt?«

»Zweimal nach Nassau auf den Bahamas. Einmal in ein Hotel auf Moorea. Dann sollte ich nach Warschau, aber das hat sich zerschlagen. Und jetzt Berlin ...«

»Wie genau war das Kennwort?«

»Onkel Nick läßt grüßen.« Der in Berlin, der das sagte am Telefon, nannte sich Boris. Er sah wie ein Kosak aus.«

»Aha! Sehr schön. Nun erzähl mir etwas über die Organisation. Du wirst schließlich nicht nur den Onkel Nick kennen.«

»Auf den Bahamas habe ich mit einem in meinem Hotelzimmer ein Glas Planter's Punch getrunken. Wir waren uns sympathisch. Wie er hieß, weiß ich nicht. Ich sollte ihn Don nennen. Er sah wie ein Europäer aus. Vielleicht ein Litauer oder ein Lette. Oder ein Russe. So östlich, irgendwie. Wir ... wir mochten uns irgendwie.«

Ihr kamen die Tränen. Sie hatten sich einen Nachmittag lang geliebt. Das Reiseneccessaire, das sie übergeben hatte, lag unter dem Hotelbett. Die Sonne hatte das Zimmer in Gold getaucht, die Klimaanlage hatte die Illusion von frischem Seewind gezaubert, wie die Ventilatoren neben der Sonnenbank im New Yorker Studio, wo sie ein Abonnement hatte.

»Du wirst mir nicht erzählen, daß dein Lederman in New York Amerikaner ist. Kann er Russe sein? Einer aus dem Osten?«

Sie wagte nicht zu fragen, weshalb das eine Rolle spielen sollte. Aber wenn sie es nun recht bedachte, hatten die meisten Männer wirklich gewirkt, als kämen sie aus dem Osten. So wie die Truppe hier. Irgendwie.

»Glaub' ich nicht. Nein.«

»Hat er mal jemanden mitgebracht zu euren Treffen? Denk nach. Es ist wichtig für dich.«

Er war gar nicht mehr freundlich.

»Ich sage die Wahrheit. Bitte glauben Sie mir. Er kam immer allein. Einmal war er in dem INA-Büro, wo ich arbeite. Dann trafen wir uns in verschiedenen Restaurants. Jedesmal woanders.«

»Und du fandest das ganz normal. Na schön. Deine Adresse?«

»Soho. Preston Place zwölf.«

»Allein? Wohnst du allein?«

»Ja.«

Er gab ihr eine Ohrfeige, nicht sehr hart, aber auf die Wange, auf die der Magere sie schon geschlagen hatte.

»Mit einer Kollegin. Diana West. Sie ist eine Spur schwarz, sehr nett und hübsch. Sie hat aber nie mitgemacht.«

Darauf kam es nun auch nicht mehr an. Offenbar wußten sie Bescheid und wollten nur ihre Wahrheitsliebe testen.

Er lächelte leicht.

»Na also. Wir wollen doch nett zueinander sein. Du möchtest nicht, daß ich dich schlage. Aber wenn du lügst, dann wird es sehr unangenehm für dich. Schau auf den Tisch da. Sehr verstockte Leute werden auf ihm sehr gefügig. Verstehst du?«

Ihre Zähne schlugen aufeinander. Was konnte sie ihm denn noch erzählen? Sollte sie etwas erfinden? Offenbar wollte er etwas Bestimmtes erfahren. Aber was?

Ihr war jetzt klar, daß sie sich offenbar dumm und leichtsinnig in den Einflußbereich einer Organisation begeben hatte. Es ging um mehr als um das bißchen, das sie transportierte. Es ging um *Macht* und um *Verbindungen*. Vielleicht war der Tote ein Abtrünniger gewesen, einer im Alleingang oder Mitglied einer konkurrierenden Gang?

Sie hatte früher gern gemütlich in Krimis gelesen, wie da bei der Mafia Aussteiger bestraft wurden: totgeschlagen, erschossen, ertränkt, erwürgt. Leichen mit einem Kanarienvogel im Mund, wenn der Delinquent ›gesungen‹ hatte. Bei diesen Typen mochte es ähnlich sein.

Eine Connection, für die sie ein winziges Licht war. Er hatte sie geschlagen. Er würde sie ohne weiteres foltern, vergewaltigen, wenn er es für richtig hielt. Töten? Auch töten.

Inzwischen wußte sie zuviel, als daß sie noch hätte glauben dürfen, sie ließen sie frei. Diese Erkenntnis breitete sich mit Eiseskälte in ihr aus.

»Mister Lederman hat einmal während des Essens telefoniert. Da habe ich etwas wie Bokoi gehört, das schien ein Name zu sein, Bokoi oder so ähnlich, ich fand damals, daß es wie Bolschoi klang, und deshalb habe ich es behalten. Er hat gesagt, sein Sohn sei interessiert. Und er säße hier mit einer hübschen, tüchtigen Zaubermaus.«

Sie wurde verlegen. Aber es stimmte wirklich.

Der Schöne nickte und schien interessiert zu sein. Der Lebenserhaltungstrieb gab ihr ein zu sagen:

»Einmal gab er mir eine Telefonnummer. Vor der Reise auf die Bahamas. Vor der zweiten Reise. Da sollte ich anrufen, wenn etwas nicht klappte. In New York. Ich mußte mir die Nummer merken, und das tat ich. Aber jetzt fällt sie mir nicht ein. Ehrenwort. Ich bin zu aufgeregt.«

Der Schöne erhob sich.

»Dann solltest du in aller Ruhe nachdenken. Das geht vielleicht im Dunkeln wirklich besser, nicht wahr? Ich komme wieder.«

Er schob den Stuhl zurück, schritt zur Tür, machte das Licht aus und ging. Sie hörte, wie er den Riegel vorschob. Sie war sicher, daß ihre letzte Galgenfrist begonnen hatte und versuchte, alle Kraft zusammenzunehmen. Ihr fiel der dumme Spruch ein: Du hast keine Chance, aber nutze sie!

»Hilf mir!« rief sie laut. Es mußte etwas geben, eine Kraft, die ihr beistehen würde. »Hilf mir, bitte, bitte, hilf mir doch!«

3. Kapitel

Wedel tappte im Dunkeln. Mordfälle in Hotels waren ohnehin heikel genug, weil die Manager die Hände rangen und einen anflehten, die Sache um Himmels willen diskret zu behandeln. Anderenfalls könnten sie für sich schon die Kugel ins Magazin schieben. Nach dem anfänglichen Interesse, der Publicity durch Zeitungsberichte und Fernsehnachrichten, sei Totentanz angesagt. ›Mordhotels‹ würden gemieden wie die Pest. Und das nicht nur von zimperlichen Weibern.

In diesem Falle, mit dieser besonders scheußlichen Leiche, gab es bestimmt einen solchen Effekt. Bernd Wedel betrachtete die Stelle, wo der Tote gelegen hatte. Gut, daß er schon abtransportiert worden war. Den würde nicht einmal seine Mutter wiedererkennen, wenn einst die Trompeten von Jericho zur Auferstehung bliesen. Wedel hatte sich nie wirklich an den Anblick verstümmelter Leichen gewöhnen können. Besonders sein Magen lehnte sich hartnäckig dagegen auf.

Wie war die Lage? Ein Pärchen war im Grandhotel abgestiegen. Hatte sich als ›Paul und Britta Hugendübel‹ eingetragen. Keine weiteren Hinweise. Wahrscheinlich ein illegales Pärchen, ein Fantasie-name. Vielleicht aber auch nicht. Es gab keine verbindlichen Kriterien in Mordfällen.

Er war abgereist. Sie war geblieben. Es hatte zwei Anrufe für sie gegeben, einen spät am Abend der Mordnacht, den zweiten am Morgen danach. Der erste war durchgestellt worden. Beim zweiten hatte sich niemand in 316 gemeldet. Der Angestellte hinter dem Tresen meinte den Herrn Hugendübel wenig später gesehen zu haben, wie er die Hotelhalle durchquerte und zum Fahrstuhl ging.

Aber ganz sicher war er sich nicht.

Großer Mist: Der Tote ohne Gesicht war nicht der Hugendübel. Das sagten die Hotelbediensteten jedenfalls einstimmig aus. Er hätte eine ganz andere Statur gehabt. Kleiner und stämmiger. Auch sein Outfit sei völlig anders gewesen. Eindeutig elegant, sportlich elegant. Der Tote sehe ja auch wie ›Knaaks Monatsgarderobe‹, nee, niemals. Und die junge Frau ... jetzt wird mir schlecht ... ach Gott, ach Gott.

Wedel wußte, was man von Zeugenaussagen zu halten hatte. Gar nichts. Bis auf einzelne Glücksfälle, bei denen mit einem präzisen Wahrnehmungsvermögen begabte Personen selbst Kleinigkeiten registriert hatten.

Aber Bernd Wedel hatte nicht soviel Glück. War kein Glückskind. Würde auch nie in die lichten Höhen eines Direktorenpostens oder so aufsteigen. Na, wenn schon.

Die Frau war weg. Spurlos verschwunden. Ihre Kleider hingen im Schrank, die Schuhe standen unten, von High Heels bis Sportlatzchen. In einer Schublade lagen erstklassige Dessous. Im Bad waren verschwenderisch Cremetiegel und Parfümflaschen aufgestellt. Auf dem Nachttisch lag Modeschmuck. Und dann waren da auch Gepäckstücke, nachempfundenes Vuitton-Design.

Eine Luxuslady mit kleinen Fehlern also. Portiers ordneten, wie Wedel wußte, Gäste sofort nach der Qualität ihres Gepäcks ein. Tcha, das wußten viele Neureiche und Gernegroße nicht.

Die dachten, der dicke Schlitten draußen und das reiche Trinkgeld würden's bringen. Doch sie waren längst taxiert und zu billig befunden. Ab ins Stockwerk für die zweite Garnitur! Diese Lady hier, offenbar ein schnuckliger Käfer, nach der Kleidung zu urteilen, war also weg. Und nun kam die Kardinalfrage: die nach dem Motiv.

Sie könnte es einerseits gewesen sein. Vielleicht wollte der Tote sie erpressen, mit etwas, das ihr Hugendübel nicht wissen durfte?

Aber nein, sie schied beinahe zuverlässig aus.

Wenn Frauen überhaupt schossen, machten sie nicht derartig Hackfleisch aus ihrem Opfer. Das war keine zierliche Waffe gewesen, sondern der Ballermann eines Profis. Mit Sprengwirkung. Zu laut? Nun, es war in Hotels an vielen Stellen laut, da wurde gehämert, Staub gesaugt, Lautsprechermusik voll aufgedröhnt, Gäste lärmten auf Gängen und in Zimmern. Eine Frau konnte schließlich nicht gleichzeitig schießen und zustechen. Nicht einmal ein Mann hatte das drauf. Aber er konnte es vielleicht nacheinander tun.

Angenommen, Hugendübel hatte seine Gefährtin mit dem Toten, damals natürlich noch Lebendigen, haha, überrascht, hatte schon so etwas geahnt, Totmacher eingesteckt, schoß und stach dann in wilder Wut auf ihn ein, während sie flüchtete?

So ein Quatsch!

Also, die zierliche Kleine wäre gar nicht in der Lage gewesen, den sehnigen, muskulösen, offenbar durchtrainierten Kerl zu töten. Hugendübel kam für das Motiv ›Eifersucht‹ in Frage. Hatte sich möglicherweise als Hotelbediensteter ausgegeben und gerufen: »Telegramm für ...« Der Nebenbuhler öffnet. Vollständig angekleidet. Das sah ja nun nicht nach heißer Liebe aus. Aber vielleicht ist der Kerl gerade erst angekommen? Oder will gerade gehen und hat sich schon wieder angepellt?

Es konnte so gewesen sein, aber Wedel wußte: So war es bestimmt nicht gewesen! Da sei meine Spürnase vor, dachte er. Etwas Wichtiges liegt in der Luft, ich rieche: Schwerkaliber-Kriminalität.

Wenn die Kleine geflohen wäre, hätte sie sich ja wohl inzwischen gemeldet. Ist sie entführt worden? Ach, warum sollte man sie entführt haben?

Wer ist der Tote? Er hatte weder Papiere noch eine Waffe. Man konnte ihm aber beides abgenommen haben. Fingerabdrücke gab es natürlich nicht. Selbst Laien hinterlassen heutzutage keine mehr, und das hier sieht verdammt nach Profiarbeit aus.

Die Theorie, der zurückkehrende Hugendübel habe einen Einbrecher überrascht und getötet und sei dann mit seiner Dulcinea geflohen, schied für Wedel als zu läppisch aus. Nein, es war etwas faul an diesem Fall.

Wedel ließ jeden vom Hotelpersonal einzeln in einem Hotelzimmer erscheinen, das allerdings bei weitem nicht so elegant war wie das Mord-Apartment. Es kostete auch nur lumpige dreihundert Mark pro Nacht, ohne Frühstück selbstverständlich. Wedel konnte sich schwer vorstellen, wie ein Mensch soviel Geld ausgeben konnte, nur um ins Bett zu gehen und zu schlafen.

Wahrscheinlich übernachteten hier jedoch vornehmlich Spesenritter, letztlich auf Kosten der Kunden oder Zuarbeiter. Hugendübel auch? Wohl kaum. Sonst hätte irgendeine Firma nachgefragt.

Ach, es machte alles keinen Spaß. Sah gar nicht nach einem zu lösenden Fall aus. Nur daß er das nicht akzeptieren wollte. Wahrscheinlich war es in anderen Berufen auch so: Es gab das Image, und es gab die Wirklichkeit.

Ein Kommissar war vom Image her stets erfolgreich. Er löste den Fall. Keine Spur entging seinem Adlerauge. Kleinste Fingerzeige nutzte er genial für die Wahrheitsfindung. In der Realität lachte sich der Täter dann in Südamerika oder ganz banal in seiner Mietwohnung irgendwo im Kiez ins Fäustchen.

Bei Ärzten war's ähnlich. Sie hatten das positive Image und die Spitzenposition auf der Wertschätzungsskala der Leute einerseits – und den eigenen Patientenfriedhof andererseits. Nun ja. Das strahlende Image war stärker als der Pfuscher. Oder das Brett vorm Kopf.

Wedel nahm sich gerade einen der Hotelpagen vor, der es natürlich noch einmal weit bringen wollte. Mindestens zum Direktor. Moritz Mach hieß der Knabe, war hübsch und aufgeweckt und schwul, wie Wedel aus seinem etwas töligen Tonfall schloß.

Vielleicht wußte Moritz das aber noch gar nicht. Hatte noch kein Coming out gehabt, wie es modisch hieß. Aber es war egal. Heut-

zutage würde er als Homo keine Probleme mit der Karriere haben.

»Sie haben das Ehepaar Hugendübel auf dem Zimmer bedient, das haben wir geklärt. Ist Ihnen wirklich nichts Besonderes aufgefallen? Waren die beiden auffällig lieb zueinander? Oder machten sie – oder einer von beiden – vielleicht einen ärgerlichen Eindruck?«

Moritz sah ihn fest aus stahlblauen Augen an.

»Sie wirkten normal. Wie ein normales Ehepaar. Das Trinkgeld war auch normal. Nein, mir ist nichts aufgefallen.«

Wedel erwidere den stahlblauen Blick eisern. Der Junge log. Zumindest verschwieg er etwas. Er setzte eine möglichst sympathische, väterliche Miene auf.

»Mochten sie die beiden?«

»Kann ich eigentlich nicht sagen. Ich habe mich nicht weiter um sie gekümmert. Sie sich auch nicht um mich.«

»Waren es wohl reiche Leute?«

»Alle Leute hier sind reich, mehr oder weniger.«

Der Junge war gewitzt.

»Denken Sie noch einmal nach. Wenn Ihnen etwas einfällt, rufen Sie mich einfach an, ja, Moritz?«

»Ist gut, Herr Kommissar.«

Der Portier, Zimmermädchen, Kellner, Chef de Salle – nichts Neues. Zum Kotzen, Herr Major. Einen winzigen Lichtschimmer gab es: Der Tote hatte Zigaretten in der Tasche gehabt, Lucky Strike von der Sorte, die im Osten nachgemacht und eingeschmuggelt wurden.

Wedel tippte auf ehemaliger Angehöriger der russischen Streitkräfte, abgehauen oder legal abgesetzt. Hielt sich hier mit illegalen Tätigkeiten über Wasser. Es war jedoch unwahrscheinlich, daß man von den Russen eine brauchbare Auskunft bekommen würde. Die waren in ihrem System zu lange zu Geheimhaltung gebimst worden, das steckte ihnen in den Knochen. Aber man mußte es versuchen.

Wedel nahm sich noch einmal den Mann von der Rezeption vor.

»Herr Schneyder, Sie haben also Herrn Hugendübel gesehen an dem Morgen, als später der Ermordete gefunden wurde. Gegen neun, sagten Sie?«

»Gegen neun. Er ging durch die Halle und schaute in meine Richtung. Ich wollte grüßen, aber da guckte er schon wieder weg. Er stieg in den Lift.«

»Wissen Sie das genau?«

»Ja.«

»Und warum sind Sie nicht gleich freiwillig mit Ihrer Beobachtung gekommen?«

»Na, mir war nicht ganz wohl dabei. Ich wollte nicht reingezogen werden. Dachte auch nicht, daß es wichtig wäre.«

»Ist Hugendübel wieder runtergekommen?«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Wie lange hatten Sie Dienst?«

»Bis sechzehn Uhr.«

»Und der Tote ... der müßte Ihnen oder einem Ihrer Kollegen doch aufgefallen sein. Sah mit seinen Klamotten doch bestimmt nicht aus wie ein Gast vom Grandhotel.«

»Ach, wissen Sie, Herr Kommissar, hier sind schon Leute in der teuersten Suite abgestiegen, die hätte man glatt für Schnorrer halten können. Besonders Amis. So Multimillionäre. Denen möchte man 'ne Mark schenken. Knausrige Gesellen, aber stinkreich. Aber Sie werden meine Kollegen ja noch extra befragen ...«

»Na schön. Wenn Ihnen was einfällt, Herr Schneyder ... und geben Sie bitte Anschrift und private Telefonnummer meinem Mitarbeiter. Keine Sorge, bleibt unter uns. Wiedersehen.«

Alle, die Hugendübels gesehen hatten, wurden ins Kommissariat bestellt. Nach ihren Angaben wurden mit Hilfe eines Computers Zeichnungen erstellt, die von Zeitungen und Fernsehen veröffentlicht wurden. »Wer kennt diesen Mann? Wer kennt diese Frau? Wer

hat sie kürzlich gesehen?»

Aber es war wie leider so oft. Die Erinnerungen der Leute gingen weit auseinander. Nicht einmal über die Haarfarben hatten sie sich verständigen können. Das Zimmermädchen bestand bei ihm auf griechisches Profil, Stirn und Nase ohne Einbuchtung ineinander übergehend, sie habe Zeichenunterricht an der Volkshochschule und einen Blick für so etwas.

Die Frau auf der Zeichnung hatte eine Stupsnase. Aber traf das zu? Es meldeten sich Leute, die behaupteten, die Gesuchten erkannt zu haben, und die sich nach der Höhe der Belohnung erkundigten. Alles Tinnel. Nichts dahinter. Wedels Stimmung war miserabel, aber das spielte im Grunde keine Rolle. Er war ein Kämpfer. Er gab nicht so leicht auf. Ein bißchen Zuspruch von seiner Frau hätte ihm gut getan, doch sie hatte es als Krankenschwester auch nicht gerade leicht und interessierte sich ohnehin nicht für seine Fälle. Sie sah gern Serien mit Herz und Schmerz im Fernsehen. Niemals Krimis.

Familie Hornung hatte sich vor dem Fernseher versammelt, um sich Scorseses wundervollen Taxi Driver anzusehen, sogar Angela war deshalb ausnahmsweise dabei. In den Nachrichten vorher wurden die Zeichnungen eingeblendet. Richard erschrak bis ins Herz hinein. Er und Britta! Lieber Himmel! Er fand sich deutlich getroffen. Auch Britta war gut zu erkennen. Gleich würde sein Leben zusammenbrechen, Glück und Erfolg – vom Winde verweht.

Angela rief: »Du bist erkannt, Papa, leugne nicht! Dieses markante Profil hat nur einer, und auch en face bist du es, gib's zu. Aber wer ist die Alte neben dir?«

Er lachte. »Sehr schmeichelhaft getroffen, vor allem die Haarpracht, findest du nicht? Die Dame ist mir allerdings unbekannt.«

Er sah aus den Augenwinkeln zu Lucie hin. Sie verzog keine Mie-

ne. Wahrscheinlich fand sie Angelas Bemerkungen ziemlich kindisch. Aber dann sagte sie:

»Es ist nicht komisch. Wenn ich bedenke, daß es sich beim Grandhotel in Berlin sicher um einen 5-Sterne-Schuppen handelt. Da steigt man harmlos ab, und ...«

»Und am nächsten Morgen wachst du auf und bist tot.«

In Angelas Alter war der Tod etwas völlig Abstraktes. Sie mochte schwarze Witze und Songs mit Weltuntergangstexten und T-Shirts mit schmutzigen Slogans.

Es war die Naivität der Unverwundbaren.

Richard fröstelte. Wer auch immer der Tote gewesen sein mochte, durch diesen Mord war er in seine Nähe gerückt. Der ›Hugendübel‹ auf der Zeichnung stellte zum Glück einen Allerweltstyp dar – oder vielleicht war er selber ja einer? So sahen schließlich viele aus. Es war nur der erste Schreck gewesen, der ihm die Ähnlichkeit vorgegaukelt hatte. Nicht einmal Frau und Tochter brachten ihn ernsthaft damit in Verbindung. Später, als der Film für Werbespots unterbrochen wurde, sagte Lucie: »Hast du nicht vor kurzem auch im Grandhotel gewohnt?«

»Ich wollte, aber dann bin ich wieder ins Kempinski gezogen. Nicht so groß, irgendwie persönlicher. Denkst du noch über diese Mordgeschichte nach?«

»Wahrscheinlich hat der angebliche Ehemann den Fremden mit Hilfe seiner Komplizin hingelockt, hat ihn umgebracht, beide sind getürmt.«

»Und das Motiv?«

»Vielleicht ein Berufskiller, der das im Auftrag eines eifersüchtigen Ehemannes tat?«

Angela lachte.

»Oder so ein Irrer wie Robert De Niro hier als Taxi Driver? Du solltest mal einen Krimi schreiben, Mami. Bei Hornungs fehlt das schöpferisch-musische Element. Papa ist fürs Geld zuständig, ich

bin die Schönheit in der Familie...«

»Mach du mal dein Abitur, heirate meinetwegen einen Popstar oder einen Bestseller-Autor und überlasse deiner Mutter weiterhin die Schönheit«, scherzte Richard. Nur jetzt nicht nervös wirken.

»Papa! Solche Retourkutschen von einem steckbrieflich Gesuchten?«

»Angela, bitte!« Das war Lucies Es-wird-kein-Widerspruch-geduldet-Tonfall.

Gina schwänzelte herein und stellte Kekse hin. Ihr schwarzes Stretchkleid, ein Schlauch mit Ärmeln, spannte bei jedem Schritt und betonte den Po. Sie sagte:

»Ich glaube, ich kenne den Typ, der den Kerl im Hotel ermordet hat, diesen Hugin ... Hugen ... na, so ähnlich.«

Richard Herzschlag stockte und setzte mit einem wilden Tremolo wieder ein.

»Verschonен Sie uns, Gina«, sagte Lucie, die es überhaupt nicht schätzte, wenn sich das Personal ins Gespräch einmischte.

Aber Angela war neugierig.

»Wer soll's denn sein? Kennen wir ihn?«

»Na, der Typ auf dem Bild im Fernsehen sieht jedenfalls genau aus wie der eine von der Mohrenapotheke, bißchen dünner vielleicht.«

Richard traten vor Erleichterung Tränen in die Augen. Er war froh, daß Angela sich eine Zigarette anzündete. Er wedelte mit der Hand den Rauch vor seinem Gesicht fort, um die tränenden Augen zu rechtfertigen. Lucie warf ihrer Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu, orderte aber bei Gina einen Aschenbecher.

Die Stimmung wurde immer etwas gereizt, wenn Angela rauchte. Richard hatte früher exzessiv geraucht, jetzt mußte man sich vorsehen. Jugend berechtigte zur Maßlosigkeit. Alter zwang zur Mäßigung. Schade. Nun, nicht auf allen Gebieten. Beim Gedanken an Britta hätte er beinahe geschmunzelt. Wechselbad der Gefühle. Hät-

te ich verzichtet, wenn ich die Folgen gekannt hätte? Ja. Natürlich. Unbedingt.

Lucie unterbrach seine Gedanken: »Hast du nächste Woche wieder in Leipzig zu tun, Richard? Ich habe überlegt, ob ich nicht mitkommen sollte. Ich würde mir in Ruhe die Stadt ansehen und vielleicht ins Konzert gehen. Was meinst du dazu?«

Richard war plötzlich glücklich. Er fühlte sich erlöst. Ja, er würde mit seiner Frau nach Leipzig fahren, obwohl er das eigentlich nicht geplant hatte, und die Geschichte mit Bribri vergessen. Ein für allemal. Letztlich hatte sie ihm alles eingebrockt.

»Sehr gute Idee. Am nächsten Donnerstag muß ich im Werk mal wieder nach dem Rechten sehen. Das wußten sie im Ostblock immer schon: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Und ich biete mich hiermit auch zugleich als aufmerksamer und attraktiver Begleiter für das Konzert an. Was meinst du?«

»Sehr gut. Kann deine Sekretärin sich um Karten kümmern?«

»Wir werden uns etwas Schönes besorgen lassen, okay?«

»Sag nicht immer okay, Richard.«

»Siehste, Paps, Mami ist die geborene Erzieherin. Ihr werdet das eleganteste Paar dort sein.«

»Ist das nun Ironie oder töchterliche Voreingenommenheit?«

»Wird nicht verraten. Gerade die sphinxhafte Note ist ja eine meiner faszinierendsten Vorzüge.«

Lucie lächelte. »Wirrkopf.«

Später saß Richard in der Bibliothek. Er las die Zeitung und trank Cognac. Nachher würde er Lucie in ihrem Zimmer besuchen und mit ihr schlafen in ihrem breiten Bett mit den stets weißen Bezügen. Sie würde nach ›Jolie Madame‹ duften und anmutig seufzen, wenn sie kam.

Die Welt schien wieder in Ordnung zu sein. Der Kelch war vorübergegangen. Die Zeitung war voll von Berichten über Kriege, Betrugsaffären, Bestechung, Unfälle. Mord und Totschlag – nichts Be-

sonderes. Solange man Zuschauer sein durfte.

4. Kapitel

Britta saß im Dunkeln. Sie zitterte. War es vor Kälte? Oder vor Angst? Nein, richtige Angst war es nicht. Jedenfalls nicht die Art Angst, die sie kannte.

Alles in ihr war eiskalt, auch das Gehirn schien erfroren zu sein. Sie hatte weder Hunger noch Durst. Kein körperliches Bedürfnis. Muskeln und Sehnen, die anfangs stark geschmerzt hatten beim durch die Fesselung unbeweglichen Sitzen, meldeten kein Gefühl mehr. Ihr Gesicht hatte geschmerzt nach dem Schlag. Auch das war überstanden. Abgestorben.

Diesen Zustand mochten Fakire erreichen. So ähnlich könnte es sein, wenn man erfror. Gleichgültigkeit. Totale Kapitulation.

Britta merkte, daß sie doch noch einer Regung fähig war: Sie wartete auf den Engel. Irgendwann würde er wieder erscheinen und ihr befehlen, was sie tun und sagen sollte.

Aber er kam nicht. Er ließ sie im Stich. Dann verging auch diese Regung. Diese merkwürdige Sehnsucht nach dem Peiniger. Sie würde sterben.

Weshalb? Es war nicht mehr wichtig.

Plötzlich schien Licht vor ihren Augen zu explodieren. Sie schreckte hoch. Da stand er. Der Schöne, die Verkörperung ihrer Wünsche und Fantasien von damals, vor einer Ewigkeit, als sie noch heiter und sieghaft gewesen war. Ihr Kerkermeister. Die einzige Person, die noch für sie existierte.

Er trug ein weites, weites Hemd zu Jeans. Sein Lächeln war makellos. Seine Augen waren Granit. Er trat stumm hinter ihren Stuhl und löste die Fessel um ihren Unterleib. Sie stöhnte. Er trat vor sie hin und streckte die Arme nach ihr aus. Sie ergriff seine Hände. Er zog sie hoch. Aber sie knickte in den Knien ein. Das Blut strömte schmerzhaft in ihre Beine. Sie merkte selbst, daß sie entsetzlich stank. Nach Schweiß, Urin und Kot. Er hakte sie unter.

»Gehen wir ein paar Schritte, Matka. Du bist ja ganz von Kräften. Gleich lasse ich dir ein kleines Frühstück bringen und auch Zigaretten, wenn du willst. Aber vorher sagst du mir, wer die Kerle im Hotel waren. Der, mit dem du zusammen warst. Und der andere, der nicht wieder aufwachen wird. Wie lief es ab? Kanntest du den Kerl, der angeblich Boris hieß, schon vorher? Rede! Du steckst mit drin. Wenn du jetzt nicht den Mund aufmachst, wirst du ihn bald nie wieder aufmachen können. Und denk nicht, wir würden dir bloß die Zunge abschneiden. Wir fangen das ganz professionell an, scheinchenweise.«

»Aber ich weiß nichts. Ich habe alles gesagt. Ich habe immer so Päckchen überreicht, diesmal Uhren, einmal ein Radio, einmal Bücher, einmal ... ach, ich habe doch schon alles gesagt, ich weiß nicht einmal, was sonst noch drin war, ich kann es aufschreiben, wenn Sie wollen. Rauschgift war es nicht, glaube ich jedenfalls. Und es hat nie mehr gewogen als ungefähr ein Kilo - mit Verpackung. Der Mann ... also, der Boris, sollte mir auch etwas geben. Er hat es auf den Tisch gelegt. Ich weiß nicht was, Ehrenwort. Ich habe zwischen tausend und dreitausend Dollar bekommen, die Hälfte vorher, als Taschengeld, hat Mister Lederman gesagt, die Hälfte hinterher. Das Hotelzimmer war immer schon gebucht, und meist auf meinen Namen, weil es ja ganz unverfänglich ist; alle Angestellten bei der BEA reisen viel umher. Diesmal aber nicht, ich weiß nicht, wieso.«

»Na schön, du machst das doch recht ordentlich.«

»Ich mußte immer auf jemanden warten, der etwas von ›Onkel Nick‹ sagte. Es waren immer Männer. Der letzte, der ...« Sie schluckte, »... der tot ist, der hat am Telefon gesagt: ›Hier ist Boris. Ich bestelle Grüße von Onkel Nick, und er hatte wohl einen östlichen Akzent, das ist wahr ...«

Flüchtig dachte sie an das Päckchen im Schrank. Ob sie das gefunden hatten? Wohl nicht. War ja auch nur Spielzeug, sah jedenfalls so aus.

Schlafende Hunde sollte man nicht wecken. Also: Schwamm drüber!

Die Tür wurde geöffnet. Der Magere trat mit einem Tablett ein. Darauf standen ein Glas Wasser und ein Teller mit einer Pizza.

Eine Pizza! Wenn alles nicht so schrecklich gewesen wäre, hätte Britta es komisch gefunden.

Der Magere setzte das Tablett auf dem Stuhlsitz ab und ging wieder.

Britta lehnte sich an den Tisch und stützte sich auf dessen Platte ab.

»Gleich gibt's Hamham, Matka«, sagte der gestürzte Engel. Er öffnete den oberen Knopf ihres Jacketts. Natürlich trug sie nichts darunter. Es war der Inbegriff des Sexyseins, unter scheinbar strengen Sachen gar nichts anzuhaben. Im Sommer: Leinenkleid, halterlose Strümpfe. Kein Slip. Herbst und Winter: klassischer Hosenanzug, kein Büstenhalter, kein Slip. Es genügte schon, wenn man es selber wußte. Es strahlte Verführung aus, die Männer rochen es förmlich.

Natürlich nicht in einem Moment wie diesem – dem schrecklichsten bisher in Brittas Leben. Ihr Peiniger hatte sich eine Zigarette angezündet. Er tat zwei tiefe Züge und hielt ihr die Zigarette dann hin, wobei er fragte:

»Was solltest du mit dem Päckchen von Boris machen?«

Bloß nichts von der afrikanischen Botschaft sagen.

»Ich sollte es einem Mann übergeben, der sich am Telefon mel-

den würde. Wie der Boris.«

»Was sollte er sagen?«

»Hier ist Nick.«

Ach du Schreck, ihr war nicht so schnell etwas Besseres eingefallen. Sie streckte die Hand nach der Zigarette aus. Aber er zielte auf ihren Busen und drückte die Glut auf den Ansatz der linken Brust. Der Schmerz war ungeheuerlich, alles Leben strömte an diesem Punkt zusammen.

»Das war nur eine kleine Aufmunterung, Püppi. Und jetzt sagst du mir, wie der Mann hieß, mit dem du im Grandhotel zusammen warst. Ich möchte nicht noch einmal nachhelfen, also rede.«

Ja, der Schmerz war unbeschreiblich, aber er setzte in Britta eine Kraft frei, die sie bisher nicht gekannt hatte. Sie würde nicht ohnmächtig werden. Nicht schreien. Und Richard Hornung nicht verraten. Was löste diesen Widerstand in ihr aus? War es Trotz? Eine atavistische Kraft? Eine Anordnung in ihren Genen? Die Tränen in ihren Augen waren keine Tränen der Schwäche.

»Er hieß wirklich Hugendübel, Paul Hugendübel. Das hat er mir jedenfalls gesagt. Ich heiße Britta Schirmacher. Wir hatten uns doch erst eine Woche vorher kennengelernt.«

»Wie und wo?«

»An der Rezeption. Ich wollte mich gerade anmelden, da war aber vor mir eine Gruppe Japaner dran. Paul stand auch da, neben mir. Er fragte mich, ob wir nicht zur Überbrückung etwas trinken wollten. Wir gingen in die Bar. Dann zogen wir gemeinsam in meine Suite. Ich nahm ihn mit, wir gaben uns als Ehepaar aus.«

»Du bist eine Nutte.«

»Ich hatte mich verliebt. Er sah sehr gut aus. Nicht so gut wie Sie allerdings«, traute sie sich, ihm zu schmeicheln. Sie wußte, daß die meisten Männer Komplimente genossen, besonders die über ihr Aussehen.

»Ich würde es dir besorgen, aber du stinkst, Matka. Soll ich dir

glauben? Keine Ahnung. Iß erst einmal deine Pizza. Sonst wird sie kalt.«

Beinahe hätte sie hysterisch gelacht, trotz des scharfen Schmerzes. Als ob es für sie wichtig wäre, ob die Pizza heiß oder kalt war.

Die Tür wurde aufgerissen. Der Magere stürzte herein.

»Der Chef will sie sehen. Ist gleich hier.«

Der böse Engel dirigierte Britta hastig zu ihrem Stuhl zurück. Der Magere nahm inzwischen die Pizza hoch und stellte sie auf den Tisch. Der Schöne knöpfte ihr Jackett wieder zu und drückte sie auf den Sitz nieder.

»Keinen Mucks, Matka, ich kann sehr ärgerlich werden«, flüsterte er.

Ein kratzendes Geräusch an der Tür. Der Magere huschte hin und öffnete. Der Schöne nahm Haltung an, erstarrte förmlich zur Salzsäule.

Herein schlurfte eine Jammergestalt. Der Mann war alt und krumm, ja, er hatte eine Rückgratverkrümmung, einen Buckel. Auf dem Kopf trug er eine weiße Baseballmütze, der Schirm schien zusammen mit seiner langen, spitzen Nase einen Schnabel zu bilden. Das Gesicht war zerknittert. Graue Haut. Die Augen waren erst zu sehen, als der Alte den Kopf in den Nacken legte, um Britta zu betrachten: schöne, dunkle, große Augen. Ein merkwürdiger Kontrast zu der übrigen Erscheinung.

Der Mensch trug eine Art Pyjama, grau-weiß gestreift, mit einem Adler auf der Brusttasche. Es wirkte wie Gefängnisbekleidung. Die schwarzen Schuhe aber waren elegant und offenbar handgenäht. Britta achtete bei Männern stets auf das Schuhwerk und kannte sich aus.

Zugleich mit dem Auftritt der merkwürdigen Vogelscheuche drang ein intensiver Duft in den Raum und übertönte ihren eigenen Gestank und Rosmarin und Thymian der Pizza. Britta kannte den Duft nicht, aber er erinnerte sie an glückliche Einkaufsbummel,

an Bloomingdale's, an die Welt der teuren Läden und gepflegten Männer, die für sie schon unwirklich geworden war in diesem Reich zwischen Leben und Tod. Er brachte sie beinahe um ihre Fassung.

»Vlado«, sagte die Panoptikumsfigur und umarmte den Engel, der sich zu ihm hinunterbeugte und zwei schmatzende Küsse links und rechts auf die Wangen in Empfang nahm.

Der Chef sah zu ihr hin, dann sprachen sie miteinander. Britta versuchte, aus Blicken und Mimik der beiden Männer Aufschluß zu gewinnen. Der Chef sah noch mehrmals zu ihr hin, dann erklärte er in gebrochenem Deutsch:

»Sie weiß nicht. Gutes Frau. Ich nehme mit.«

Wie konnte er wissen, was sie wußte? Vielleicht hatten sie hier eine Abhöranlage, und der Chef saß gemütlich oben im Sessel oder lag auf der Couch und hörte sich wie ein Hörspiel an, was seine Typen hier aus den Opfern herausfolterten.

Der schöne Vlado erwiderte etwas. Er schüttelte den Kopf. Der Alte entgegnete kurz und heftig. Dann brüllte Vlado einen kurzen Befehl.

Der Magere flitzte nach draußen und kehrte gleich darauf mit einem langen, schwarzen Cashmeremantel und einem schwarzen, lackglänzenden Herren-Ledermantel zurück. Bruno half dem Alten in den Cashmere, der ließ sich den Ledernen reichen und hielt ihn Britta hin. Sie schlüpfte hinein, gab sich mühe, dabei beweglich zu wirken, obwohl ihr jedes einzelne Glied weh tat, nicht zu reden von der Wunde, die ihr der schreckliche Vlado beigebracht hatte. Nur das alte Scheusal nicht verärgern!

Immerhin schien er ihre einzige Chance zu sein, falls ihn nicht reiner Zynismus leitete.

Sie wurde durch den Laden geführt. Der fischige Geruch schlug ihr dick entgegen. Ihr wurde übel. Gleichzeitig aber meldete sich ein wütender Hunger beim Anblick der Kaviardosen und einer Kiste mit auf Eis gelagerten Muscheln, die wie für ein malerisches Stillle-

ben vorbereitet wirkten. Schließlich hatte sie seit einer kleinen Ewigkeit weder etwas gegessen noch getrunken.

Der Magere öffnete die Tür ein wenig, spähte nach draußen in beide Richtungen und riß sie dann dienstefrig weit auf.

Britta trat ins Freie. Es regnete leicht. Die frische Luft, wie rein-gewaschen, füllte ihre Lungen und wirkte wie ein Schock. Als sie strauchelte, ergriff der Alte energisch ihren Arm. Flüchtig sah sie einen kleinen Kombi-Lieferwagen mit der Aufschrift ›Seafood Murmansk‹, rote Buchstaben auf blau-weiß gestreiftem Grund.

Ihr monströser Begleiter dirigierte sie zu einem schwarzen Mercedes in Überlänge. Er führte sie am Ellenbogen, und für harmlose Beobachter sah es wahrscheinlich so aus, als ließe sich ein schütterer Opa von seiner Enkelin stützen. Aber Britta spürte die Krallenhand, sehr fest und kräftig, und sie verbannte den Gedanken an Flucht, der blitzartig aufgetaucht war. Hier gab es kein Entkommen.

Der Alte schob sie in den Fond des Wagens und ließ sie zur anderen Seite durchrutschen. Drinnen duftete es nach Leder und Zigaretten und Herrenparfüm, und sie dachte beinahe belustigt, daß es gleich nicht mehr so gut riechen würde. Am Steuer saß der Mann, der sie – ihr schien: vor langer, langer Zeit, in einem anderen, noch vergleichsweise glücklichen Leben – hergefahren hatte. Aber vielleicht ähnelten diese dienstbaren Ganoven einander für ihre Augen auch nur wie ein Chinese dem anderen.

Von dem schönen Neffen, der also Vlado hieß, konnte man das allerdings nicht sagen. Er sah beinahe unwirklich aus, wie das Klischee eines schönen Mannes. Und der Onkel war ebenfalls einmalig, eben unbeschreiblich häßlich, bis auf die Augen. Ja, die Augen waren überraschend in dem verwüsteten Gesicht, wie eine Rose auf dem Müll.

Als sie bei Rot an einer Ampelkreuzung halten mußten, stoppte genau neben dem Mercedes ein Polizeifahrzeug. Der junge Polizist

am Steuer hörte offenbar Popmusik, denn er klopfte rhythmisch mit einer Hand aufs Steuer und zuckte mit Kopf und Schultern, dazu hatte er ein kleines Lächeln aufgesetzt, den Mund leicht geöffnet. Vielleicht schwelgte er in netten Erinnerungen.

Britta beschwor ihn in Gedanken. Schau her zu mir, du mußt sehen, was sie hier mit mir machen. Sie versuchte, all ihre Kraft auf diesen Wunsch zu konzentrieren. Es gab doch so etwas wie Gedankenübertragung. Jetzt mußte es funktionieren. Sie würde ihm ein winziges Zeichen machen. Er mußte ihren flehenden Blick bemerken, ihr ramponiertes Aussehen, das in so einem Wagen doch sicher auffiel.

Solche Luxus Schlitten - mit Chauffeur! - fuhren doch sonst nur in Werbespots, wenn die Dame im Fond Appetit auf irgendeine Kleinigkeit bekam und die männliche Perle am Steuer die Nascherei aus dem Geheimfach vorfahren ließ.

Bitte, dachte Britta inbrünstig, bitte, sieh her!!

Und er tat es wirklich. Er wandte den Kopf, schaute in Brittas Richtung, schaute wieder geradeaus und fuhr an, genau wie der Mercedes. O Gott, er hatte nur automatisch nach dem Nebenfahrzeug gesehen, um den Abstand zu prüfen, aus purer Gewohnheit.

Britta sah zu ihrem Nebenmann hin. Er lächelte sie an. Hatte überraschend ebenmäßige Zähne. Wohl ein Gebiß. Er schwieg, aber Britta wußte, daß er etwas gemerkt hatte. Und sie fürchtete hellstichtig, daß er sie dafür bestrafen würde.

Sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen, aber dann sagte sie sich, daß ihre einzige Chance darin lag, den Rest bezaubernder Weiblichkeit auszuspielen. Sie lächelte zurück.

So ein Lächeln hatte früher die Männer gefügig gemacht. Nick Lederman hatte sie manchmal ›bright Britta‹ genannt, strahlende Britta. O ja.

Sie fuhren eine lange Strecke, hinaus aus der Stadt. Daß ihr die Augen nicht verbunden worden waren, konnte ebenso ein freund-

liches Zeichen sein wie eins dafür, daß sie sowieso nie Gelegenheit erhalten würde, ihr Ziel preiszugeben.

Angst erfüllte sie, saß kalt in ihrem Bauch, lähmte ihren Atem, machte den Mund trocken und ließ die Augen brennen. Vor allem steckte sie wie ein Schraubstock in ihrem Rücken.

Nie vorher hatte Britta wirklich Angst gehabt. Der Alte sprach nicht zu ihr. Er hatte die schweren Lider fast geschlossen. Sein Kopf pendelte, die vorgebeugte Haltung hielt ihn beinahe in der Waagerechten.

Endlich hielten sie an. Eine breite Einfahrt war sichtbar, sehr großzügig und solide wirkend. Ein Tor öffnete sich automatisch. Sie fuhren eine breite Allee entlang, eine dieser wundervollen Alleen in den neuen Bundesländern mit Bäumen, deren Kronen sich wie gotische Spitzbögen zusammenfügten.

Als der Wagen knirschend auf dem Kies anhielt, erblickte Britta eine Villa, eher ein Schloß, mit einer breiten Freitreppe und Fronten sehr hoher Fenster an beiden Seiten. Zwei Männer traten an ihren Wagen heran und öffneten die Türen.

Beide Männer trugen helle Hemden, Jeans und schwarze Lederwesten. Der auf ihrer Seite verzog keine Miene, als sie herauskletterte in ihrer Wolke von Gestank.

Der Alte war, erstaunlich behende, ebenfalls ausgestiegen und packte nun wieder ihren Arm. Er führte sie zu der Treppe, nahm die Stufen elastisch und so schnell, daß sie nur mühsam mithalten konnte in ihrem geschwächten Zustand. Die breite Flügeltür führte unmittelbar in einen riesigen Raum. Britta hätte ihn als Saal bezeichnet. Er sah wahrhaftig aus wie einer der Räume bei einer Schloßbesichtigung.

Der Onkel sagte etwas zu einem der Männer, und es bestand kein Zweifel daran, daß er hier zu sagen hatte. Britta meinte den Namen Juri als Anrede herauszuhören. Juri – falls er wirklich so hieß –, nickte und ergriff nun anstelle des Alten ihren Arm. Er führte sie

aus dem Saal hinaus, durch einen langen Korridor mit vielen Türen. Er sah aus wie der Gang in einem Hotel, und vielleicht war dies ja auch eins?

Sie wurde in einen Raum geführt, der wirklich ein Hotelzimmer teuerster Kategorie hätte sein können. Die Tür zum Bad stand offen, ganz in Weiß, Marmor, Frottee, Flusch auf dem Boden, ein Riesenspiegel. Ein Wunder. Noch wunderbarer erschien ihr der weiße Bademantel auf der Lehne eines weißen Sessels, auf den ihr Begleiter zeigte.

Nur jetzt nicht schwach werden. Nerven behalten. Der Mann drehte stumm die goldenen Wasserhähne über der Wanne auf, sie wagte zu sagen: »Danke, Juri.« Er nickte und ging hinaus.

Er ging! Sie war allein! Sie lauschte, ob sich der Schlüssel im Schloß drehte oder ein Riegel vorgeschoben wurde. Nichts zu hören. Ihr fiel ein Film ein, den sie vor einiger Zeit gesehen hatte. Ein perverser Kerl hatte da in allen Wohnungen seines Mietshauses Kameras versteckt und konnte so jederzeit beobachten, was die Mieter taten.

Wenn es hier so war, dann konnte sie es ja auch nicht ändern. Sie zog sich nackt aus, schüttete Badelotion ins Wasser, achtete auf die richtige Temperatur. Noch vor kurzem hatte sie sich dem Tode sehr nahe gefühlt, nun legte sie Wert auf parfümiertes Badewasser. Wie seltsam. Verrückt!

Angst hatte sie immer noch. Aber sie erkannte, daß man eine To-deskandidatin wohl kaum noch würde baden lassen. Vielleicht wollte Onkelchen sich ihrer Talente als Kurier bedienen?

Sie badete nur kurz, weil sie nicht nackt in der Wanne überrascht werden wollte, schrubbte sich energisch ab, ließ das Wasser ablaufen und duschte erst heiß und dann eiskalt. Sie fühlte sich besser.

Der Bademantel war ihr viel zu groß, doch zu große Bademäntel sehen an einer Frau rührend und niedlich aus, wenn sie die Ärmel aufkrepelt und den Gürtel eng bindet. Das hatte Britta schon

mehrmals ausprobiert.

Ihre Kleidung rollte sie zu einem Bündel zusammen, die saubersten Sachen nach außen, weil sie der Gedanke genierte, irgendwer könne das Zeug sehen, anfassen, daran riechen gar. Sie kämmt sich mit einem grobzinkigen, weißen Kamm und spülte den Mund aus, versuchte auch, mit dem Zeigefinger reibend, die Zähne zu putzen.

Es klopfte an der Tür, und Juri trat ohne weiteres mit einem Tablett ein, das er auf den Tisch stellte. Auf einem Teller waren zwei Brotschnitten mit Schinken und eine Weinrebe nett angerichtet. Eine kleine Kanne mit belebend duftendem Kaffee und ein Kännchen mit Kaffeesahne standen daneben. Tischlein deck dich.

Juri war schon wieder gegangen, scheinbar ohne sie zu beachten. Brittas Vitalität siegte. Sie setzte sich und aß mit Appetit, ja, sie verschlang die ersten Bissen förmlich, verbrannte sich den Mund am Kaffee und verschluckte sich fast daran. Ihr Leben war aus der Bahn geraten, doch innerhalb ihrer unglücklichen Verfassung ließ ihr diese Mahlzeit den Spielraum für einen animalischen Genuß.

Wieder öffnete sich die Tür; diesmal war vorher nicht angeklopft worden. Eigentlich hatte Britta die ganze Zeit gehaut, was nun kam. Der Alte trat ein. Er war in eine Art braunen Pyjama gekleidet, braun mit weißen Pünktchen, offenbar aus reiner Seide, eine Eleganz, die in geradezu obszönem Widerspruch zu seiner häßlichen Erscheinung stand.

»Ah, mein Neffe sagt, du sein sehr zäh, viel Widerstand, das gefällt mir, komm mit, wir wollen das nun probieren«, sagte er.

Ohne Mütze sah er ganz anders aus, weniger vogelartig, dafür gefährlicher, knochiger, mit einem blanken, gebräunten Schädel, auf dem nicht ein Haar wuchs, während über der Oberlippe ein breiter Bürstenbart saß, lackschwarz, wohl gefärbt. Wie alt mochte er sein? Wenn Vlado um die Dreißig oder jünger war ... vielleicht war der Alte kaum fünfzig? Nein, er war ein Greis, gebeugt von der Zeit, mit brüchigen Knochen und saftloser Haut.

Das flüchtige Wohlgefühl war vergangen. Britta erhob sich voller Angst.

»Komm mit Onkel Kolja. Du sagen Onkel Kolja!«

»Ja, Onkel Kolja.«

Er nahm wieder ihren Ellenbogen und führte sie hinaus auf den Gang. Sie war sich sehr stark ihrer Nacktheit unter dem Bademantel bewußt. Ihr war auch klar, daß es sich hier um eine Inszenierung handelte, in der sie eine Rolle zu spielen hatte. Eine schreckliche Rolle?

Der unheimliche Onkel führte sie in einen Raum mit dunklem Mobiliar, viel geschnitztem Holz, sehr schweren Möbeln. Unter einem gewaltigen Tisch lag auf dem blanken Parkett ein naturfarbener Teppich. Fünf hohe Fenster gingen in einer Front auf einen Park hinaus. Sie waren ohne Gardinen. Britta sah Baumwipfel und etwas Himmel.

Vor allem aber war da der Hund. Eine gelbe Dogge. Sie erhob sich geschmeidig vom Boden zwischen zwei Fenstern, wie entschlossen zu Sprung und Angriff. Doch auf eine Handbewegung ihres Herrn hin ließ sie sich wieder auf dem Boden nieder.

An der Wand gegenüber der Fensterfront stand als einziges Möbel ein sehr breites Bett, bedeckt mit einer braunen Felldecke. An der Wand dahinter war an einem Haken mit einem goldblanken Kettchen eine Gerte aufgehängt, auf die der Alte nun gebieterisch zeigte, während er Britta mit einem Ruck den Bademantel abnahm und sie sich beeilte, den Knoten des Gürtels gleichzeitig zu lösen.

»Nehmen!«

Britta fühlte sich einen Augenblick lang wie eine Zuschauerin der merkwürdigen Szene, doch kroch sie über die Bettdecke auf die Gerte zu, nahm sie herunter und ließ sie sich von dem Alten aus der Hand nehmen. Er schlug sofort zu, nicht sehr hart, aber schnell und ausdauernd. Britta sank flach auf das Fell. Stärker als den sich steigenden, zunehmend brennenden Schmerz empfand sie die De-

mütigung der Züchtigung, besonders, als er verlangte, sie solle »Danke, Onkel Kolja« sagen, bis sie es schließlich, nach einer trotzigem Pause, immer wieder hinausschluchzte, weinend wie ein Kind. »Danke, Onkel Kolja, danke, Onkel Kolja!«

Er drehte sie sanft auf den Rücken und betrachtete forschend ihr Gesicht. Dann nahm er sie, ohne sich auszukleiden, erstaunlich kraftvoll, keine Spur von dem gebeugten Greis, den Britta als jenseits von Gut und Böse eingestuft hätte.

Er erhob sich.

»Die Schöne und das Biest!«

Er lachte und ging. Die Dogge rührte sich nicht, schaute aber unverwandt zu Britta hin.

»Guter Hund«, rief Britta ihr zu. Jetzt war schon alles egal. Sie hatte ja gewußt, daß sie hier nicht zur Sommerfrische war. Und dies war wahrscheinlich die einzige Möglichkeit für den unheimlichen Onkel: Er brauchte das angstvolle Opfer, den Landsknechtssieg über das erbeutete Weib. So etwas las man ja. Von so etwas hörte man manchmal. Doch so etwas passierte einem nicht. Glaubte man. Sie lachte hysterisch. Die Dogge schaute weg, schien wahrhaftig peinlich berührt zu sein.

Britta überlegte: Was sollte sie jetzt machen? Aufstehen, einen Angriff des reizenden Tieres riskieren, das da auf dem Sprung lag? Bestenfalls hinausgehen und das Zimmer von vorhin suchen? Nein. Abwarten. Den Schmerz ignorieren. Stark sein. Das imponierte Onkel Kolja. Nur wenn sie Courage behielt, hatte sie Chancen. Sie versuchte, sich aufzurichten und nach dem Bademantel zu greifen, aber der Hund wandte sofort wieder aufmerksam den Blick in ihre Richtung.

Endlich, es mochten zehn Minuten oder zwei Stunden vergangen sein, klopfte es kurz, und Juri trat ein. An seinem Blick erkannte sie, daß es ihn nicht gleichgültig ließ, sie nackt zu sehen, aber er tat unbewegt. Die Dogge erhob sich elegant und schritt zu ihm hin. Er

streichelte sie flüchtig. Dann hob er den weißen Bademantel auf und hielt ihn Britta hin. Er sagte nichts, schien ihre malträtierte Kehrseite nicht zu bemerken, offenbar kannte er die Praktiken seines Herrn und Meisters. Er nahm die Gerte und hängte sie wieder mit dem güldenen Kettchen an den Haken. Wie oft mochte er das schon getan haben? Ein anderes Mädchen, dieselbe Gerte? Und was wurde jeweils aus dem Mädchen? Britta hatte einen Ansturm von Furcht zu überstehen.

Juri führte sie stumm hinaus, zurück in das helle Zimmer von vorhin. Dort stellte er den Fernseher an und reichte ihr die Fernbedienung.

»Juri, was wird jetzt mit mir?«

Er zuckte mit den Schultern. War er stumm? Hatte man ihm die Zunge herausgerissen? War sie hier in de Sades Reich gelandet?

Juri ging. Britta legte sich bäuchlings auf das Bett. Es stand ebenfalls den Fenstern gegenüber und war bedeckt mit einer weißen Waffelpikeedecke. Zwischen zwei Fenstern stand der Fernsehapparat. Es gab Werbespots: Waschpulver und Knusperflocken, Parfüm, Sex und Schokolade.

Die Schöne und das Tier – oder das Biest? Oder die Bestie? Der herrliche Cocteau-Film mit Jean Marais – ach, das hier war gar nicht romantisch.

Aber noch lebte sie ja. Machte sie das Beste draus: guckte sie in die Glotze.

Doch gleich darauf war Britta eingeschlafen. Sie schlief bis zum nächsten Morgen.

5. Kapitel

Lucie fürchtete sich vor ihrem fünfzigsten Geburtstag. Sie hätte es niemals zugegeben, das wußte Richard. Aber es war der Fall. Sie haßte alle Formen öffentlicher Vertraulichkeit und vertraulicher Öffentlichkeit. Es paßte nicht zu ihr, Schwächen zuzugeben. Altern empfand sie als Niederlage. Nicht mehr sieghaft jung zu sein, das unterlag nicht dem eigenen Willen, war nicht mit Stolz oder Hochmut abzuwenden. Die einzigen Mittel dagegen waren energische Pflege und der eiserne Entschluß, die Tatsache nicht an die große Glocke zu hängen.

Eine rauschende Geburtstagsfeier war also keinesfalls in Lucies Sinne. Richard schlug ihr deshalb vor: »Laß uns in einem schönen Hotel feiern, nur wir drei. Du, ich und Angela.«

»Wenn du meinst ... eigentlich überhaupt kein übler Gedanke...«

Er sah ihr die Erleichterung an. Lucie hatte kein besonders diffiziles Mienenspiel, und er kannte alle Nuancen, über die sie verfügte. Jedenfalls bildete er sich das ein.

»Wo, dachtest du?«

Er schlug ein Hotel im Schwarzwald vor. Es war ein milder Herbst mit rotgoldenen Tagen und kühlen Nächten, in denen die Erde nach dem trockenen Sommer aufzuatmen schien. Sie waren vor Jahren zusammen in diesem Hotel gewesen und einander für kurze Zeit näher gekommen als jemals zuvor oder danach.

Damals hatte der Alte noch gelebt. Es war Richard so erschienen, als brächte die räumliche Entfernung von dessen Dunstkreis eine andere, gelöste und heitere Lucie an den Tag.

Eine Lucie, die er so hätte lieben können, wie er es im Grunde gern wollte.

Doch der Alte war im Tod stärker, als er im Leben gewesen war. Vielleicht hatte er sterbend seine Kraft auf seine einzige Tochter übertragen? Seine Kraft und auch seine Unbeugsamkeit?

Lucie war härter geworden, rechthaberisch und humorloser als früher. Dem Vater ähnlicher.

Trotzdem fühlte sich Richard zuversichtlich, als die Suite bestellt war. Angela hatte rundweg erklärt, sie sei nicht abkömmlich, könne weder ihr Studium noch ihren Golfunterricht unterbrechen.

»Ich werde lieb an dich denken, Mami. Das Geschenk gebe ich Papa mit. Okay? Du bist doch kein Geburtstagsmütterchen. Ist ja auch total aus der Mode, die Kerzen auszupusten. Okay?«

»Schon gut, mein Kind.«

Eltern hatten Verständnis zu zeigen. Es wäre höchst lächerlich gewesen, ein erwachsenes Mädchen zu einem Hotelaufenthalt zu zwingen. Auch ein Luxushotel war nichts Besonderes für Angela.

Richard wäre ein Wochenende in Paris oder Wien lieber gewesen, weit weg von den Phantomzeichnungen im Fernsehen, von der Berichterstattung über ›seinen‹ Fall und den Stand der Ermittlungen. Aber Lucie mochte keine Großstädte als Reiseziele. Der Trip nach Leipzig war ein Flop gewesen.

Von Britta gab es keine Spur. Das empfand Richard als vorteilhaft. Zuerst hatte er befürchtet, sie könnte tot aufgefunden werden. Dann hätte man die Anstrengungen, ihn zu finden, sicher verdoppelt. Irgendwann würde Sand über die Sache geweht sein, das hoffte er inständig. Es gab ein Übermaß an Kriminalität in Berlin. ›Frontstadt des Verbrechens‹ hatte kürzlich eine Zeitung getitelt. Vielleicht verlief sich diese Geschichte, wenn andere Verbrechen das Interesse beanspruchten?

Wo war Britta wirklich? Nicht dran denken. Es war die Strafe auf Erden. Dieses verlängerte Wochenende mit Lucie sollte auch eine stille Wiedergutmachung für sie sein. Eine traurige Zärtlichkeit erfüllte ihn, wenn er dachte, was er ihr angetan hatte. Ihre Welt wür-

de zusammenbrechen. Er hatte ihr stets das Gefühl vermittelt, sie sei die Begehrte, die Gebende in ihrer Beziehung. Sie wußte nichts von seiner Untreue und durfte nie davon erfahren.

Richard fuhr den 600er SL selber. Das Hotel war renoviert und noch aufwendiger elegant als damals. Ihre Suite hatte einen Alkoven mit herrlicher Aussicht auf einen Kamin. Der würzige Holzduft in dessen Nähe ließ darauf schließen, daß er an kühlen Abenden geheizt wurde. Es gab einen Salon und ein Schlafzimmer mit zwei sehr breiten Betten.

Als Richard anbot, auf der Couch zu schlafen – »damit ich dich nicht störe, Liebes« –, lächelte Lucie und erklärte, sie wolle in diesem unbekanntem Gemäuer nachts keinesfalls allein sein.

Er war ihr dankbar. Auch dafür, daß sie keine Veränderung an ihm bemerkt hatte. Abends gingen sie in die kleine ›Heimastube‹ zum Essen. Dann holte er ihre Mäntel aus der Suite, und sie wanderten in den nahen kleinen Ort, wo sie in eine Weinstube eintraten, aber sofort wieder die Flucht ergriffen vor Qualm und Lärm.

Ein Halbmond stand am Himmel, als sie zurückgingen. Lucie strauchelte leicht. Er nahm ihre Hand, und sie ließ sie ihm. Wie lange hatte es solche Vertraulichkeiten zwischen ihnen nicht mehr gegeben? Und hatte das wirklich nur an Lucies kühlem Wesen gelegen und nicht ebenso an seiner wachsenden Gleichgültigkeit?

»Ab morgen werde ich ein altes Weib sein«, scherzte sie.

»Nicht älter als dein spannkraftiger, fescher Gatte. Und bestimmt nicht weniger attraktiv, charmant und weise als er. Dafür aber wesentlich hübscher.«

Sie lachte. »Ein alter Mann kann jederzeit eine junge Frau erobern. Alle tuscheln beifällig oder rufen sogar laut Hurra. Umgekehrt ist es lächerlich. Alte Diven mit ihren Pipiknaben wirken doch scheußlich, so billig, und diese Gespielen machen die Damen erst richtig alt. Es ist ungerecht, aber wahr.«

»Dir würde ein junger Mann gut zu Gesicht stehen, Liebes, aber

du hast nun mal mich am Hals, und ich weiche nicht freiwillig.«

»Dich würde eine jüngere Biene auch gut kleiden. Aber nur über meine Leiche. Das weißt du, nicht wahr?«

Ihr Ton war plötzlich ernst geworden. Es berührte ihn unangenehm. Er drückte ihre Hand und lachte, scheinbar amüsiert.

»Keine fremden Bienen. Ich diene nur meiner Bienenkönigin. In Ewigkeit.«

Sie entzog ihm ihre Hand.

»Kein Grund, Witze zu machen.«

»Verzeih mir.«

»Natürlich. Ich werde uns doch dieses Wochenende nicht verderben.«

Sie tranken in der Hotelbar noch einen Whisky sour, als ›anregenden Abschläffer‹, wie der Barman sagte. Als sie allein im Fahrstuhl hochfuhren, machte die ungewohnte Nähe sie leicht verlegen.

Lucie blieb lange im Bad, wie jeden Abend. Richard trat auf den Balkon hinaus und rauchte eine Zigarette. Später schliefen sie miteinander, sehr zufriedenstellend, er war gut in Form und sie gelöster als sonst.

Um zwölf Uhr küßte er sie, sang sogar ›Happy birthday‹ und schenkte ihr die kleine Taschenuhr mit Brillanten, die sie bei ihrem Lieblingsjuwelier bewundert hatte.

»Möge sie dir nur glückliche Stunden anzeigen, Lucie.«

Sie dankte ihm.

»Vater hat sich selten geirrt, aber in dir hat er sich geirrt. Er hat dich einfach unterschätzt.«

»Er war eifersüchtig. Du warst sein Augensterne.«

»Und du, Richard? Wirst du deinem Augensterne Angela später auch das Leben schwermachen?«

»Ich hatte reichlich Gelegenheit, in dieser Hinsicht dazuzulernen. Und hier ist das Geschenk deiner Tochter, das dir zugleich zeigt, wie sie dein Alter und deine Attraktivität einschätzt. Bitte.«

Angela hatte ihrer Mami eine Garnitur raffinierter schwarzer Spitzenwäsche geschenkt, die wie ein Riesenpralinée in Zellophanpapier verpackt und mit Goldband drapiert war. Sie lachten beide.

»Wie süß von Angela. Jetzt müßten wir eigentlich mit Champagner anstoßen.«

»Gute Idee.«

Er holte kurzerhand die Flasche Dom Perignon und zwei Kelche aus dem Barschrank, in dem alles auf sein Geheiß hin heimlich postiert worden war. Er war stolz, daß er daran gedacht hatte. Man gab sich Mühe, man lernte viel, aber ganz und gar überwand man die einfache Herkunft nie.

Am nächsten Morgen hatte Richard Kopfschmerzen. Die heitere Stimmung der vergangenen Nacht war wie ausgelöscht. Die Schatten der vergangenen Ereignisse zeigten sich wieder.

Er nahm ein Aspirin, duschte, rasierte sich und erfrischte sich mit ›Cool Water‹. Er war fest entschlossen, Lucie seine triste Verfassung nicht spüren zu lassen, gerade jetzt nicht, wo sich zwischen ihnen ein neues, zartes Einvernehmen entwickelt hatte.

Ihm war klar, daß bei ihm das schlechte Gewissen dabei eine Rolle spielte. Auch Angst vor Entdeckung war im Spiel. Er wollte sich gewissermaßen dort anlehnen, wo die Mauer besonders brüchig war.

Lucie freute sich über den sonnigen Tag. Sie beschlossen, nicht zum Frühstücksbüfett hinunterzugehen, sondern sich etwas Leckeres heraufschicken zu lassen.

Richard bestellte telefonisch. Lucie kam in der neuen Spitzenwäsche aus dem Bad, und sie sah in ihrer gut proportionierten Üppigkeit wirklich zum Anbeißen aus.

Als es klopfte, zog sie schnell den Morgenrock über. Mit dem Frühstück wurde ein Fax serviert. Der Kellner lächelte, ja, er strahlte geradezu, und er stellte auch eine Flasche Champagner zu dem Frühstück und murmelte, dies sei eine Aufmerksamkeit der Hotel-

leitung.

Er zog erfreut mit einem zu hohen Trinkgeld ab. Das Fax war von Angela. Sie hatte gedichtet:

*Lieb Mamilein, ich denke Dein,
und hoffe nur, die Garnitur
paßt ganz genau der Spitzen-Frau!
Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag
von Deiner Angela.*

Ein Pfeil verwies auf die Zeichnung einer sehr kurvenreichen Lady im schwarzen Spitzenhöschchen.

Lucie lachte, aber Richard merkte, daß sie etwas geniert und ungehalten war. Diese ›Bloßstellung‹ hatte schließlich unter den Augen des Hotelpersonals stattgefunden, und der Champagner bewies, daß man durchaus über den Anlaß des Fax' informiert war.

Richard fand Lucie wieder einmal kleinkariert, aber er verbot sich alle ärgerlichen Regungen. Lucie hatte Geburtstag. Und er hatte wahrhaftig kein Recht, auf hohem Roß zu sitzen.

Sie machten einen langen Spaziergang und fuhren am Nachmittag ins nahe Freudenstadt, wo sie in einem Café ohne Rücksicht auf Kalorien Torte mit Sahne aßen.

Abends speisten sie elegant im Hotel. Anschließend ließen sie sich im Taxi nach Baden Baden ins Spielkasino kutschieren, wo Lucie beim Roulette mehrmals vergebens ihre Glückszahl sieben setzte, schließlich aber erheblich gewann.

Richard, der nur die ganz einfachen Chancen setzte: Rot, gerade Zahlen, und bei Verlust den Einsatz verdoppelte – das Rezept für Geduldige, mit dem sich in Monte Carlo verschämte Adlige und verarmte Abenteurer mühsam ihr tägliches Schärflin verdienten –, kam mit einem geringfügigen Gewinn über die Runden.

Obwohl Lucie einen Verlust durchaus hätte verschmerzen kön-

nen, freute sie sich übermäßig über ihren Gewinn, was allerdings nur jemand merken konnte, der sie genau kannte. Geld bedeutete ihr viel. Noch mehr bedeutete ihr Reputation, viel mehr. Haltung war alles. Das hatte der Alte ihr eingebläut. Selbst Angela verzieh sie Ausrutscher in dieser Hinsicht schwer, und das kleine Luder wußte es und machte sich einen Extraspaß daraus, ihre Mama durch besonders saloppes Benehmen zu reizen.

Am nächsten Tag kam der Scheich mit Gefolge ins Hotel.

Eine ganze Etage war am Tag zuvor geräumt worden, zum Glück war es das Stockwerk über ihrer Suite. Die Gäste, die dort logiert hatten, mußten umziehen oder reisten verärgert ab. Nur ein Herr im Rollstuhl durfte weiterhin oben wohnen. Richard fand das merkwürdig und schalt sich selber: Deine Fantasie ist in letzter Zeit empfindlich überdreht!

Mittags fuhr die Autokarawane vor, mehrere langgestreckte schwarze Nobelkarossen, mit Kennzeichen des deutschen diplomatischen Corps versehen. Der Scheich reiste als Ehrengast der Regierung.

Alle Hotelangestellten waren in der Halle versammelt. Viele Gäste lümmelten sich dort wie zufällig. Es erschien eine Kavalkade exotischer Gestalten: Zuerst kamen zwei Männer in weißen Gewändern, unter deren Ausbuchtungen an der rechten Hüfte sich deutlich die Formen von Schußwaffen abzeichneten. Jeder trug einen Knaben auf dem linken Arm, offenbar waren sie Kindermänner anstelle von Kinderfrauen und erfüllten zugleich die Funktion von Bodyguards.

Es folgten mehrere abenteuerliche Gestalten. Zwei wirkten wie aus einem Western entsprungen. Ein anderer war strikt orientalisches Gewand. Die Mehrzahl der Männer war jedoch westlich gekleidet, und zwar sehr elegant und sehr teuer.

Der Scheich - und es konnte überhaupt kein Zweifel daran bestehen, daß er der Chef war, das signalisierten sein selbstbewußtes

Auftreten und, mehr noch, das devote Verhalten der anderen – war klein und zierlich und glattrasiert, mit einem blauschwarzen Schimmer um Kinn und Oberlippe. Er trug einen dunklen Anzug und einen hellen Cashmeremantel.

Zum Schluß huschten die tief verschleierte Damen herein und traten sofort in den Fahrstuhl, dessen Tür ihnen eine dicke, unverschleierte Negerin aufhielt.

Besonderes Aufsehen erregte die Dienerschaft. Je zwei Mann schleppten Truhen aus Metall durch die Halle. Was mochte drin sein? Lucie, die niemals zugeben hätte, daß sie den Einzug der fremden Gäste mit hohem Interesse verfolgte, konnte es sich nicht verkneifen zu flüstern: »Da haben sie bestimmt Gold und Juwelen drin.«

Dann kehrte Ruhe ein. Das Personal verkrümelte sich wieder, die Gäste raschelten mit den Zeitungen oder verließen gleichfalls die Halle. Richard schaute seine Zeitung durch. Kein Wort über den Toten im Hotel, keine Zeichnung von Britta oder von ihm. Es war Gras über die Sache gewachsen, wie er es sich erhofft hatte.

Lucie und Richard gingen früh zum Abendessen in den Speisesaal hinunter, weil sie befürchteten, die Aufmerksamkeit des Personals könne sich allzusehr auf die Gäste aus dem Morgenland konzentrieren. Auf diese Weise bekamen sie ein Schauspiel von Macht und der Gefahr in ihrem Fahrwasser zu sehen.

Einer der beiden ›Cowboys‹, im Straßenanzug, aber immer noch mit Hut, schlüpfte in die Küche und blieb eine Zeitlang dort, während andere Gestalten die Tafel überprüften, unter die Tische schauten, die weißen Tafeltücher anhoben und auch die Teller leicht lüpfen.

Der Cowboy erschien wieder aus der Küche und nahm mit Blick zur Eingangstür Haltung an. Lucie vermutete, er brütete Spatzen unter seinem Hut aus. Richard tippte auf Papageien.

Es erklang zwar kein Tusch, doch schwappte förmlich eine Welle

von Bedeutung und Macht in den Eßsaal, als der Scheich mit seinem engsten Gefolge hereinrauschte und an der Tafel, in der Mitte mit Blick in den Raum, Platz nahm. Die anderen Männer verteilten sich, offenbar nach strengen Regeln. Sie waren immer noch sehr unterschiedlich gewandet.

Der merkwürdige Cowboy behielt auch jetzt seinen Hut auf. Er bezog Posten neben dem großen Boß, und als die ersten Schüsseln hereingetragen wurden, war auch seine spezielle Funktion klar. Er kostete zuerst von allen Speisen für den Scheich. Dieser begann erst nach einer Weile zu essen.

Der Vorkoster, der wahrscheinlich auch schon in der Küche die Lebensmittel auf tödliche Beimischungen hin überprüft hatte, setzte sich neben den Scheich, erhob sich aber bei jedem neuen Gang zum Vorkosten. Es war also offenbar, daß der Scheich damit rechnen mußte, vergiftet zu werden.

Richard zog einen merkwürdigen Trost aus diesem Anschauungsunterricht. So ein stinkreicher, mächtiger Mann mußte ständig um sein Leben fürchten, während ihn selbst schon ein vager, dazu völlig ungerechtfertigter Verdacht und ein läppisches Phantombild beinahe aus den Angeln hob.

Am Tag ihrer Abreise geschah morgens noch etwas Verwirrendes. Richard und Lucie fuhren im Fahrstuhl hinunter, um nun doch noch einmal das Frühstücksbüfett zu nutzen. Sie hatten vor dem Einsteigen auf der Treppe nach oben Frauenstimmen, leises Gelächter und das Geräusch huschender Füße gehört. Als nun der Fahrstuhl auf ihrer Etage anhielt, standen darin die schwarze Dienerin und eine der Haremsdamen, ein zierliches Geschöpf, farbenprächtig gekleidet, aber unverschleiert. Sie war stark geschminkt und hatte rötlich getöntes Haar.

Als sie die Fremden gewahrte, drehte sie sich sofort zur Fahrstuhlwand und zog den Schleier hoch. Aber Richard hatte eine Sekunde lang geglaubt, es sei Britta. Obwohl er seinen Irrtum sofort bemerk-

te, war ihm schon der Schweiß ausgebrochen, die Knie gaben fast nach, die Erholung dieses Wochenendes war dahin. Er wußte plötzlich mit absoluter Sicherheit, daß der Schrecken seines folgenreichen Abenteuers noch nicht ausgestanden war.

»Ist etwas, Richard?!«

»Nein, nein. Etwas schwül, nicht wahr?«

Die Damen verließen den Lift im Erdgeschoß, wie Lucie und Richard ebenfalls. Einer der Kindermänner hielt die Haustür auf. Sie begaben sich sofort zu einer der Staatskarossen, die bereits vorgefahren war.

»Du bist ganz blaß, Richard«, bemerkte Lucie.

»Diese orientalischen Düfte hauen kühle Mitteleuropäer eben einfach um, findest du nicht?«

»Ich habe gar nichts bemerkt. Aber meine Nase ist ja auch nicht sehr empfindlich.«

Als sie etwas später bei ihrer Abreise die Halle durchquerten, hatte sich dort wieder das gesamte Hotelpersonal aufgebaut. Diener des Scheichs schleppten gerade die Metalltruhen nach draußen. Die Angestellten bildeten ein diskretes Spalier. Ein Hotelgast sagte ziemlich laut: »Solche Scheichs sollen zum Abschied Uhren und Gold verteilen.« Offenbar wurde das auch erwartet.

Von den Hornungs nahm jedenfalls niemand Notiz bei ihrer Abreise.

»Scheich müßte man sein«, scherzte Lucie.

»Den Vorkoster mit dem Cowboyhut würde ich entlassen.«

»Vielleicht ist der ein Neffe?«

»Dann würde ich ihn in den Kerker werfen lassen.«

»Richard, du auch gerade! Du bist doch ein ganz sanfter Heinrich.«

»Da bin ich nicht so sicher«, erwiderte er wahrheitsgemäß.

6. Kapitel

Wedel hatte seinen Wecker auf sieben gestellt. Letzte Nacht war es spät geworden. Seine Monica hatte Geburtstag. Auf ihren Wunsch hin waren sie in die Philharmonie gegangen. Monica liebte Konzerte. Er war stolz darauf, daß seine Frau solche musischen Neigungen hatte.

Claudio Abbado dirigierte Mussorgskijs ›Boris Godunow‹. Russische Sänger, drei Chöre, riesige Leidenschaft, alles echt rrrussisch, obwohl der Abbado ja wohl Italiener war. Sie gaben wirklich alles.

Wedel hätte niemals eingestanden, daß ihn die romantische Geschichte von Schuld und Sühne am Zarenhof ergriff und daß die Musik des Prologs ihm wieder diese peinlichen Tränen in die Augen trieb, die sich auch in der Kirche nicht bremsen ließen, wenn Weihnachten das Orgelspiel einsetzte.

Er sagte nachher zu Monica, das sei ja zum Glück eine richtige Story gewesen, unter der sogar ein nüchterner Kriminalmensch sich etwas vorstellen könne. Ja, beinahe sein Metier. Mord und Totschlag, Verdächtige, Intriganten und Täter. Wie im wirklichen Leben. Er habe da gerade so einen Fall...

Danach hatte er Monica ins ›Pergola‹ geführt, wo Italiener so taten, als hätten sie ein Luxusrestaurant mit vier Michelin-Sternen. Allein der Grappa, den er und Monica zum Schluß zur Feier des Tages getrunken hatten, angewärmt und mit silbernen Deckelchen als Kostbarkeit serviert, hatte fünfundvierzig Mark gekostet. Pro Stück!

Aber Monica war glücklich gewesen und auch nicht böse, daß er hinterher zu müde war für die Liebe. Wenn, dann sollte es auch rauschen im Karton. Bloß keine matten Sachen, keine Pflichtübungen, da waren sie sich einig ... zum Glück.

Er hatte zu Hause noch zwei Schlummerbierchen genossen und einen Cognac als späten Absacker geschlürft, und jetzt war die Bescherung da. Das typische, pelzige Gefühl im Mund, die eklige, tapsige Gliederschwere. Dazu kam das Bewußtsein, daß es gestern eigentlich zu teuer gewesen war. Schließlich war man nicht Herr Esso persönlich.

Gut, sie verdienten beide und hatten keine Kinder, waren also DINKS, double income, no kids, es hatte nicht funktioniert mit dem Nachwuchs, sie hatten beide viel mitgemacht, bevor sie kapituliert hatten, und irgendeinen kleinen Exoten zu adoptieren, das paßte ihnen auch nicht, die wurden hier nicht wirklich glücklich, und darauf kam es schließlich an.

Monica schlief noch. Sie hatte erst ab Mittag Dienst. Bernd Wedel machte sich leise zurecht, aß sein Müsli und ging die zehn Minuten zur U-Bahn. Punkt acht saß er hinter seinem Schreibtisch. Sie hatten ihn vor drei Monaten befördert und in ein feineres Büro versetzt, so etwas wie ein Aufstieg. Seine Wohnung lag verkehrsgünstig zum Büro, das war die Hauptsache bei den vielen Staus auf den Straßen.

Wedel nahm sich noch einmal die Notizen zum Fall ›Toter im Hotel‹ vor. Aus den Tips, die zu den Phantombildern eingegangen waren, hatte sich bisher nichts Brauchbares ergeben. Aber es gab etwas und, daraus resultierend, eine Theorie, total wacklig, und doch geradezu faszinierend. Eine Spur! Ein handfester Fund!

Natürlich hatten sie alles gecheckt, was die Hugendübels im Hotelzimmer zurückgelassen hatten. Auffällig war, daß es ausschließlich Sachen der Frau waren. Nicht einmal ein Rasierapparat. Eine einsame Zahnbürste. Der Kerl hatte sich in Luft aufgelöst. Merkwürdig.

Die Sensation aber steckte in der Reisetasche, nachempfundenes Vuitton, einfach im Seitenfach. Der Reißverschluß war nicht einmal zugezogen.

Harmlos auf den ersten Blick: Kinderspielzeug. Ein Malbuch, ein Heft mit Stickern, lauter scheußlich kitschige Monster, höchst geschmacklos und pädagogisch total daneben. Und, in Mickymaus-Papier eingewickelt, ein Karton aus Plastik und Pappe, mit einem ›Schaufenster‹, durch das man gleich den Inhalt sah. Knete in Stangenform, rot, orange, grün und schwarz, daneben kleine Plastikformen wie zum Plätzchenbacken. Blume, Baum, Hase, Haus. Auf dem Rand des Deckels war in bunten Bildern gezeigt, was man daraus machen konnte, ›für Kinder ab drei‹, Aufschrift in Englisch und Spanisch und Deutsch.

Beim Öffnen im Labor verströmte die Knete einen leichten Nitro-Geruch. Chemikers Sternstunde! Die Knete war Sempex H, der Wundersprengstoff, weltweit Lieblingswaffe von Terroristen und anderen Schwerverbrechern. Stammte ursprünglich aus Tschechien, kursierte aber inzwischen weltweit, oft kopiert, nie erreicht.

Im Pan-Am-Jumbo ›Maid of the Seas‹, der 1988 bei Lockerbie abgestürzt war, waren dreihundert Gramm Sempex im Kofferradio eingeschleust und gezündet worden. Die IRA hatte Häuser damit gesprengt; Tote inklusive. Es wurde unter Autos und hinter die Treisen von Lokalen geklebt, in Kaufhausfahrstühlen versteckt und für Explosionen jeder Art verwendet.

Der Chemiker Stanislaw Brebera hatte es einst für Nord Vietnam als Super-Version seiner Erfindung Sempex kreiert. Jetzt war es eine Legende. Ging überall hin, wo im großen Stil oder auch nur mal eben so getötet werden sollte. Die Tschechen hatten inzwischen kalte Füße bekommen, machten mehr die harmlose Ausgabe für Sprengungen in Steinbrüchen und Ähnliches. Aber Sempex H blieb im Rennen.

Die Knete ließ sich einfach transportieren. Luftdicht in Plastik verpackt - wie in dieser Spielzeugschachtel - passierte sie die raffiniertesten Kontrollen auf Flughäfen und Straßen.

Solange nicht eine Prise Initialzündstoff dazukam, war der Trans-

port völlig harmlos. Das ›Kind ab drei‹ hätte wirklich unbeschadet Häuschen, Häschen und Vögel aus dieser Schweinerei basteln können. Mörder konnten es überall unauffällig anbringen, weil es sich in jede beliebige Form kneten ließ.

Die gefundene Menge Plastiksprengstoff im Mickymaus-Papier war eigentlich zu gering als Anlaß für einen Mord, wie auch immer. Andererseits wurden Morde aus nichtigeren Anlässen begangen. Und um ein kleineres Flugzeug zu atomisieren, dachte Wedel rüde, würden Häuschen, Bäumchen und Blümchen allemal reichen.

»Es könnte das Unternehmen eines Einzeltäters sein. Aber ich könnte mir auch vorstellen, daß ein kleiner Fisch hier unabsichtlich ins Haifischbecken geraten ist«, vertraute Wedel seiner jungen Kollegin Mady Saparonsky an, die ihn wieder mit Eulenaugen anstarrte, als wolle sie ihn hypnotisieren. Oder vernaschen.

Es war aber bei der nur der reine Ehrgeiz. Die Kleine war ehrgeiziger, als es die Polizei erlaubte. Clever, fleißig bis unermüdlich, gesund. Dabei auch noch recht hübsch. Wenn sie nur ein bißchen Glück hatte, stand ihrer Karriere nichts im Wege, Quotenfrau oder nicht.

»Der Tote ist möglicherweise Russe«, spann er sein Garn weiter. »Vielleicht O.K. - organisierte Kriminalität? Russen, Polen und Italiener kämpfen hier um Terrain. Chinesen halten sich zur Zeit noch an ihre eigenen Leute. Zigeuner sind eher auf Kleinkram spezialisiert. Außer in den neuen Bundesländern. Da mischen sie schon oben mit. Aber den ganz großen Kuchen schneiden neuerdings von der anderen Seite aus eben die Russen an, Tschetschenen vorneweg, die russischen ›Südländer.‹ Und das sehen die italienischen Südländer, unsere alten Freunde von der Mafia, nun aber gar nicht so gern.«

»Es könnte um den Aufbau einer neuen Rauschgift-Connection gehen, wie damals San Francisco - Paris«, gab Mady ihren Senf dazu.

»Das war graue Steinzeit, Mädchen. Jetzt ist Krieg auf der ganzen Linie. Da geht's um geklaute Autos ebenso wie um entführte und an verschwiegener Stelle umgeladene Lastwagen mit wertvoller Fracht wie Uzi-Maschinenpistolen und Pumpguns und was sonst nicht niet- und nagelfest war auf den ehemaligen Stützpunkten der Sowjetarmee, um erpreßte Schutzgelder, Prostitution und Ikonenschmuggel, den Erwerb von seriösen Betrieben wie Gaststätten und Spielsalons zum Beispiel, die gar nicht florieren müssen, sondern nur der reinen Geldwäsche dienen. Um Drogen natürlich erst recht.«

Mady nickte.

Wichtigtuersch, fand Wedel.

»Was wir wissen, stützt sich doch im Grunde alles nur auf Vermutungen. Im Drogenhandel stecken eben diese riesigen Gewinne, und die ziehen die O.K. ins Land. In den USA zu Zeiten der Prohibition setzte sich dort die Mafia fest. Für immer. Demokratien sind zu unbeweglich, zu unflexibel...«

Wedel runzelte die Stirn. Er konnte diese naseweise Tour junger Leute auf den Tod nicht vertragen. Sie waren vollgestopft mit Theorie und dachten, jetzt wüßten sie Bescheid. Er war ein Praktiker, klar. Von reiner Theorie hielt er gar nichts. Sensibel mußte man sein, auf Zwischentöne achten, hineinhorchen in einen Fall. Nicht zu selbstsicher sein. Klar, sie waren jung. Kriegten schon als Kinder zuviel mit, durch das Fernsehen. Es gab kein Bildungsprivileg der Erwachsenen mehr. Wissen war allen gleichmäßig zugänglich. Wie im Mittelalter, als zwischen Kindern und Erwachsenen kein Unterschied gemacht wurde und böse Steppkes sogar hingerichtet worden waren.

Mady dozierte denn auch prompt weiter: »Die meisten Morphinbasen für unseren Raum wurden ja bisher in Sizilien aufbereitet. Ich hab' gelesen, daß für tausend Gramm schneeweißes Heroin, Spitzenqualität, zehntausend Gramm Opium gebraucht werden.«

»Ja, und ein Kilo Essigsäureanhydrit, je feiner das Zeug, desto besser auch das Heroin. Da liegt der Hase im Pfeffer. Die Russen mischen mit. Riesige Mohnplantagen um Tschernobyl liefern reichlich Grundstoff für die Heroinaufbereitung. Der afghanische Markt ist im Eimer. Rußland ist durch die neue wirtschaftliche Struktur nicht nur Ziel für den Absatz, sondern auch als Durchgangsland interessant. Sechs Tage dauert auf diesem Wege ein Rauschgifttransport vom Goldenen Halbmond bis zum Süchtigen. Früher wurde verschifft oder der riskante Landweg über Iran und Türkei genommen. Die geringen Mengen, die in Flugzeugen geschmuggelt werden, sind eher Kleinkram für die großen Organisationen.«

Madys Miene drückte eine gewisse Anerkennung aus. Ja, dachte sie denn im Ernst, sie könnte einen alten, gewieften Hasen mit ihren paar angelesenen Wissensbrocken beeindrucken?

»Und jetzt wird Essigsäureanhydrit also auch aus den ehemaligen asiatischen Sowjetrepubliken bezogen«, sagte sie.

»Genau. Allerdings ist es nicht erstklassig, dafür aber billiger als das bisher gebräuchliche.«

»Aber in welcher Funktion war der Ermordete wohl in Berlin?«

»Gute Frage. Das Netz ist jedenfalls außerordentlich kompliziert. Er könnte einen Alleingang versucht haben. Oder dieses Paar Hugendübel hat auf eigene Faust gearbeitet mit den begehrten Artikeln. Das macht man hier aber nicht lange. Wahrscheinlich begucken die beiden schon in irgendeiner Kiesgrube die Radieschen von unten oder laufen mit Betonstiefeln im Schlachtensee spazieren.«

»Vielleicht wollte der Russe eine Lieferung bezahlen. Die Hugendübel haben ihn umgelegt und sind mit dem Geld abgerauscht.«

»Wenn es überhaupt ein Russe war.«

Daß junge Leute immer glaubten, sie könnten Welträtsel im Nullkommanichts lösen!

»Nee, daß nur die Sachen der Frau im Raum waren und seine ratzekahl ausgeräumt, das bedeutet was. Aber was? Ach Gottchen,

ich hätte Sparkassendirektor werden sollen wie mein Bruder. Da geht's ordentlich um Soll und Haben. Wir hier sollen immer, aber haben tun wir nichts.«

»Sie hätten Kabarettist werden sollen, Herr Wedel, die Pointe war doch schon bühnenreif.«

»Ach, Mädchen. Wenn ich pensioniert bin, zieh' ich nach Mallorca.«

»Soweit ist es ja noch lange nicht.«

»Wahrscheinlich werde ich vorher schon den Löffel abgeben. Herzinfarkt.«

»Sie sind doch topfit.«

»Ich empfangen schlechte Schwingungen. Sagt ihr Jungen nicht so, Lady Mady?«

»Längst überholt.«

Sie grinste. Nicht unhübsch, in der Tat. Meinte sie es doppeldeutig? War das auf ihn gemünzt? Ein Segen, daß Monica noch alte Schule war.

7. Kapitel

Moritz Mach betrat eine kleine Wohnung und stellte sofort den Player an. Er schob Phil Collins ein, eine sanfte Melodie mit einer traurigen Story über die Ausgestoßenen der Erde, vorgetragen im typischen Collins-Sound, ein Stück klang wie das andere, ob Phil nun die Leiden der Wohlstandskids oder die Nachtseiten im Leben von Underdogs beklagte mit seiner soften, etwas negroid angehauchten Stimme.

Moritz wußte von den TV-Videos, daß Phil auch mimisch überhaupt nicht variabel war. Er sah sich immer ganz und gar gleich, einfach und sogar ein bißchen simpel. Und gerade das war ja so wundervoll. Man wußte, woran man war. Stetigkeit, Zuverlässigkeit, Gefühl ohne Abstürze – wünschte sich das im Grunde nicht jeder? Und wie selten gab es das!

Moritz setzte sich in den Schaukelstuhl und lauschte Phils Gesang. Nachher wollte er duschen und seinen rostroten, seidenen Morgenrock anziehen. Aber erst einmal ließ er die Wohnung auf sich wirken. Seine Wohnung! Ein sehr großes Zimmer, winziges Bad, winzige Küche, winziger Korridor. Riesenfenster, die über einen Außengang hinweg, der allen Mietern des Hauses und ihren Gästen und leider auch ungebetenen Besuchern offenstand, auf die belebte Straße hinausgingen. Keine Vorhänge. Wer glotzen wollte, sollte glotzen.

Das pulsierende Leben einer Großstadt. Berlin war beinahe so gut wie London oder New York, diese Metropolen, von denen Moritz geträumt hatte, als er noch in Rendsburg lebte. Er hatte im Café gesessen und den Mädchen zugeblinzelt, seinen Klassenkumpels Witze erzählt. Er war einer von ihnen. Einer, der dazugehörte. Die Mäd-

chen mochten ihn. Er war hübsch mit seinen widerspenstigen blonden Haaren und den veilchenblauen Augen. Ein Gesicht wie aus einem Werbeprospekt. Leider war er nicht groß, aber dafür gut proportioniert. Kräftige Schenkel, gerade Beine, schmale Hüften. Die Schultern hätten etwas breiter sein können, doch das ließ sich vielleicht noch durch Bodybuilding korrigieren.

Oft hatte er sich im Spiegel des elterlichen Schlafzimmers betrachtet, dem einzigen Spiegel im ganzen Haus, in dem man sich von Kopf bis Fuß sehen konnte. Wenn seine Mutter beim Friseur gewesen war oder einkaufte oder Behördengänge erledigte, hatte er sich manchmal sogar nackt ausgezogen und gedreht und gewendet, sich sein Profil angeschaut, die gerade Nase, den etwas aufgeworfenen Mund, das kräftige Kinn, den Brustkorb, die flache Bauchpartie, das – dieses Allerwichtigste da unten. Sehnsuchtsvoll. Und mit einem kleinen Lächeln.

In der Schule lernten sie vieles über Sexualität. Trotzdem brachte er es noch nicht auf die Reihe. Seinen Vater konnte er nicht fragen. Papa, der so alt war wie manche Opas von Mitschülern, war ein total verhaltener Typ. Stark und wortkarg.

Moritz hatte mit der hübschen Jenni aus seiner Klasse geknutscht und nach Kräften gefummelt, aber es war nicht so toll gewesen, wie er erwartet hatte.

Als er seinem Vater erklärte, er wolle kein Abitur machen, sondern ins Hotelfach einsteigen, dort könne man schnell Karriere machen, war der nicht gerade begeistert.

Leni, die ältere Schwester, war mit einem Bankmenschen verheiratet. Hans Georg, der ältere Bruder, hatte eine angesehene Position als Filialleiter einer Lebensmittel-Großmarktkette. Und nun wollte Moritz, Nachkömmling und heimlicher Liebling von Hans Mach, der als Feuerwehrmann ein aufrechtes und gesetztes Leben führte, in diese fremde, unberechenbare Welt der Hotels aufbrechen. Aber der Vater gestattete es, unter vielen Ermahnungen und mit großen

Bedenken.

Als die Eltern ihren Moritz ein halbes Jahr später in Berlin besuchten, staunten sie über die hübsche, kleine Wohnung ihres Sohnes. Sie wußten, daß Leben in der Stadt teuer war. Sie verspürten ein dumpfes Unbehagen – wovon bezahlte der Junge die Wohnung? – und unterdrückten es beide, ohne miteinander darüber zu reden.

Ihr Liebling hatte Geschmack und offenbar auch Erfolg. Moritz hatte immer schon lächelnd seinen Kopf durchgesetzt. Manchmal hatte Hans Mach den Eindruck, daß sein Sohn ihn nicht mochte. Verachtete? Haßte? Aber nein. Er schalt sich selber dafür aus. Der Junge war liebenswürdig. Jeder sagte das. Unfähig, Böses zu denken oder gar zu tun. Er hatte Fantasie, da wirkte einer leicht etwas überdreht und ungeduldig. Vielleicht war er eine Spur leichtsinnig, aber wer es zu etwas bringen wollte, mußte wohl auch etwas riskieren.

Dieser Meinung war auch Charlotte.

»Er ist eben kein Landei«, erklärte sie ihrer Cousine Lydia. »Dein Sohn ist der geborene Großstädter. So was von guten Anlagen. Der macht seinen Weg, sage ich euch.«

Weder Charlotte selbst noch gar die Familie hatten es je fassen können, wie diesem soliden Boden so ein exotisches Gewächs hatte entsprossen können wie Charlotte. Eigentlich hieß sie Lieselotte, aber sie hatte schon als Teeny darauf bestanden, Charlotte genannt zu werden – stummes E am Schluß.

Mit sechzehn hatte sie die Schule verlassen und war fortgegangen aus der provinziellen Enge, zuerst nach Hamburg, als Verkäuferin in einer Boutique. Dann nach Berlin, wo sie als Model arbeitete. Sie führte anfangs sporadisch Pelze vor, dann verrückte Klamotten bei der Junge-Mode-Woche. Sie machte eine nette kleine Karriere, ließ alles stehen und liegen und startete nach Paris. Eine Agentur nahm sie unter Vertrag. Sie hungerte noch einige Pfunde herunter, ließ die Nase verkleinern und den Busen neu stylen. Von einem

verheirateten Geschäftsmann bekam sie eine Wohnung und ein Kind. Der Sohn hieß Alain. Ihr Französisch behielt einen deutschen Akzent, der den Leuten gefiel.

Sie trug mit Vorliebe Sachen von Kenzo. Als sie sich von ihrem gealterten Liebhaber trennte, ließ sie ein neues Lifting machen und setzte ihren Weg entschlossen fort, nicht an die Spitze, aber im guten Mittelfeld – bis viel jüngere Frauen ihre kleinen Hintern über die Laufstege schwenkten, die Bars rauchiger und die Drinks schwerer erschienen und der Überblick über Zigaretten- und Männerkonsum sich schwieriger gestaltete.

Charlotte machte wieder einen neuen Anfang. Sie ging zurück nach Berlin und eröffnete eine Boutique für Second Hand und Neues. Beziehungen hatte sie genug. Ihr Laden wurde ein Erfolg, wie alles, was Charlotte anpackte. Alain fehlte ihr ein bißchen, aber er studierte in Paris und besuchte sie manchmal.

Ihr kleiner Neffe Moritz, der da aus der Provinz anreiste, erinnerte sie an die eigenen Anfänge. Sie nahm ihn unter ihre Fittiche, besorgte ihm die Wohnung im Zentrum, gab ihm Tips, wie man sich einrichtete, anzog, benahm.

Als sie ihn zum erstenmal abends in eine Bar ausführte, trug sie einen durchsichtigen Body mit langen Ärmeln, der unter schwarzem Stretchnetz ihre tadellosen nackten Brüste sehen ließ, und dazu eine Art rotes Tutu, schwarze Strumpfhosen und rote Pumps. Moritz war nicht so naiv zu glauben, dies sei die übliche Kleidung weltläufiger Damen für die mondäne Bar, ob in Berlin, in Paris oder anderswo.

Er blickte ihr tapfer in die Augen, vermied es, auf ihren Busen zu starren, gab ihr Feuer für zahlreiche Zigaretten und tanzte locker mit ihr auf der Glasfläche, die Laserstrahlen aus der Wirklichkeit heraus schnitten.

Sie amüsierten sich beide. Charlotte fand es süß, daß der hübsche Bengel hier Große Welt spielte. Moritz dachte, daß seine Tante, die

so hieß wie die kleinen französischen Zwiebeln, vielleicht doch eine wildgewordene Kleinstädterin war.

Nun ruhte Moritz in seiner Wohnung aus und genoß Phil Collins' samtigen Elendssong. Der Dienst war anstrengend. Aber Moritz beklagte sich nicht. Er hatte eine Freundin: Enna, Arzttochter, hübsch und solide. Er wußte wohl, daß es ihn zu Männern hinzog, aber das wollte er nach Kräften ignorieren. Wie es Thomas Mann getan hatte. Ja, er würde ein stinknormales bürgerliches Leben führen, keine Randexistenz sein. Er haßte die kämpferische wie die weinerliche Pose, mit der sich schwule Männer oft im Fernsehen präsentierten. Er wollte die Karriere in der Welt der Heteros. Heiraten. Kinder haben. Es war möglich. Er konnte mit Frauen.

Eisern übte er mit seinem Expander, machte Liegestütze und danach noch die Isometric-Übung, die er schon als Knabe in Rendsburg durchgeführt hatte: Mit aller Kraft stemmte er sich gegen eine Wand und zählte bis fünfzehn. Das machten die russischen Sportler so, hatte er damals in einer Zeitschrift gelesen. Es setzte Muskeln an.

Heute kam er nicht weit mit seinen Übungen. Ganz plötzlich verharnte er, um den Plan herauszulassen, der sich im Unterbewußtsein entwickelt hatte. Er kannte den angeblichen Paul Hugendübel, der spurlos aus dem Grandhotel verschwunden war, vor oder nach dem Mord. Es war Herr Hornung, Besitzer der tollen Villa etwas außerhalb von Rendsburg, der Firmenchef, Stahl- und Kunststoffteile, seit der olle Chef gestorben war.

Moritz hatte ihn gleich erkannt, als er mit der Traumprinzessin Hand in Hand durch die Hotelhalle spaziert war. Fast hätte er so begrüßt, wie man Leute grüßt, die man kennt. Aber ihm war klar gewesen, daß die Traumprinzessin nicht Frau Hornung war.

Später merkte er, daß der Herr auf Abwegen sich hier Paul Hugendübel nannte. Als Moritz den Champagner in der Suite servierte, hatte sein Herz geklopft, aber Herr Hornung hatte ihn nicht er-

kannt. Wie denn auch? Schon auf dem Schulhof kannten nur die jüngeren Schüler die der älteren Klassen, nicht umgekehrt. Dieses Gefälle galt natürlich erst recht für Erwachsene: Unten guckt nach oben, nicht umgekehrt.

Der Sohn eines Feuerwehrmannes kannte den Firmenboß, aber der kannte andere Leute. Der sah ihn gar nicht. Seine Tochter ging auf eine andere Schule.

Er hatte dem Kommissar nichts davon gesagt. Warum nicht? Das wußte er selber nicht. Es hatte ihm widerstrebt. Etwas in seinem Gemüt sagte nein dazu. Angst? Nein, Angst hatte er nicht gehabt.

Herr Hornung machte Eindruck. Das Trinkgeld war sehr anständig gewesen. Und der Mann hatte die Aura von Erfolg und Männlichkeit, die Moritz bewunderte. Er war einer von den Kerlen, die in Werbespots Adler freiließen und tolle Autos fahren. Die den Mann im Manne anmachen sollten.

Seltsam war, daß Moritz sein Wissen ganz für sich behalten und auch Charlotte nichts davon gesagt hatte. Sie hatte schließlich allherhand Macht über ihn, wenn sie ihm Rücken und Nacken massierte, ihn streichelte und spielerisch genau so küßte, wie er es mochte.

Und nun, wie er da schwer atmend stand und aus dem Fenster starrte, ohne die anderen Häuser mit anderen Fenstern und Gängen und Menschen wahrzunehmen, gewann er Klarheit. Er würde seine Chance nutzen. Anruf genügt, dachte er und wandte sich dem hohen Spiegel zu, in dem er sich von Kopf bis Fuß betrachten konnte. Bleikristall in einem wertvollen Rahmen. Spätbarock. Angeblich echt. Frühes achtzehntes Jahrhundert. Der Trödler hatte es geschworen. Moritz lächelte sich zu. Er mochte sich so. So lächelten die Putten auf dem Rahmen.

Etwa um dieselbe Zeit betrachtete sich Richard Hornung im Badezimmer. Er war zufrieden: Die Bürste auf der Oberlippe war

nahezu perfekt.

Errol Flynn ließ grüßen. Rund um das Kinn, streng in Form gestutzt, mit einem Hauch Grau darin, wirkte der Bart männlich herb, signalisierte jedoch zugleich, daß der Träger ein Erfolgsmensch mit hinreichend extravaganen Neigungen war.

Den Haarschnitt hatte sein Friseur wunschgemäß verändert, er nannte den Schnitt ›Architektenlook‹: stoppelig kurz, die runde Kopfform betonend, mit sehr kurzem Pony und einem Anflug von Koteletten, die zum Bart überleiteten.

Der Haarton war durch eine rötliche Spülung ganz leicht aufgepeppt worden. Lucie hatte, nach anfänglichem Zögern, zugestimmt: »Ich hoffe nur, daß keine andere Frau dahintersteckt.«

Angela hatte angerufen: »Tralala, der dritte Frühling ist da!« Seine Sekretärin zollte errötend Beifall. Aber darum ging es ja nicht.

Er sah anders aus. Wenn er morgens seine Joggingrunde drehte, zögerten manche Leute, denen er so oft am Morgen begegnet war, mit dem Gruß. Einer erkannte ihn überhaupt nicht. Der alte Richard Hornung war von der Bildfläche verschwunden. Niemand würde ihn jetzt bei einer Gegenüberstellung sicher erkennen. Andererseits war die Veränderung nicht so spektakulär, daß sie Argwohn erregen konnte: Warum hat er das wohl gemacht?

Dieser Brief! Als er eintraf, löste er einen Schock bei Richard aus, der alles bisherige übertraf. Sterbende sollten so fühlen. Stationen seines Lebens jagten vor seinem inneren Auge vorbei, das Stammhirn lieferte und löschte unkontrollierbar. Angst schnürte ihm die Kehle zu, bis sich plötzlich eine völlige Leere in seinem Kopf ausbreitete. Dann fand sein Herz vom flatternden Stakkato zu ruhiger Gangart zurück.

*Sehr geehrter Herr Hornung,
jemand weiß, daß Sie der Mann im Grandhotel waren.
Wenn Ihnen mein Schweigen 10.000 Mark wert ist, setzen*

*Sie am Sonntag folgende Anzeige in die Berliner
Morgenpost:
Harry, unser Boot ist da. Melde dich.
Keine Polizei. Sie erhalten Nachricht.
Ein Freund*

Am nächsten Tag bereits fuhr Richard nach Hamburg. Dort suchte er eine Hafenkneipe auf, deren einschlägiger Ruf auch nach Rendsburg gedungen war. Draußen waren die üblichen Plakate mit nackten Mädchen angeschlagen, doch stand kein Anreißer vor der Tür. Vielleicht war es auch noch einfach zu früh dafür, jetzt um neunzehn Uhr dreißig.

Der Schankraum lag im Souterrain. Man stieg einige ausgehöhlte Steinstufen hinunter. Er war mit allerhand Seefahrtsutensilien garniert. Von der Decke hingen Schiffsleuchten. In einer Ecke stemmte eine hölzerne Galionsfigur ihren blanken Busen statt Wind und Wogen dem säuerlichen Dunst von abgestandenem Bier, zu lange benutzten Wischtüchern, altem Rauch, Urin und Petroleum entgegen. Eine Schiffslampe blakte auf der Theke.

Auf den Tischen lagen geblünte Plastikdecken. Auf dem Bord hinter der Theke standen Buddelschiffe und mit Muscheln beklebte Koggen. An einer Wand zeigte auch hier ein Schaukasten die Fotos von Stripperinnen. Die trostlose Atmosphäre wurde noch verstärkt durch Seemannsromantik aus der Musikbox. Vielleicht stellte sich eine Art Nestwärme ein, wenn es hier voll war und angefüllt mit Stimmengewirr. Aber um diese Zeit war es noch fast leer.

Richard setzte sich an einen der Tische, bestellte bei einem betont vergnügten alten Mann das als Mindestverzehr vorgeschriebene ›Gedeck‹, Bier und Schnaps, und schaute sich um. Er wartete. Nach einiger Zeit gesellte sich tatsächlich ein junger Mann zu ihm, dem er ebenfalls ein ›Gedeck‹ bestellte. Der Mann trug eine schwarze Lederjacke und eine Kreole im Ohr, und Richard dachte flüch-

tig, daß diese Typen tatsächlich so aussahen wie im Film. Vielleicht richteten sie ihr Outfit sogar nach ›Derrick‹ oder ›Tatort‹? Richard fragte den Mann rundheraus, wo man eine Waffe zu kaufen kriegte, ›ohne Fisimatenten und gegen gute Bezahlung‹.

Der Mann erklärte in leicht singendem Tonfall – Richard tippte auf Wien –, das habe er sich schon gedacht.

»Jemand wie Sie kommt sonst nicht her. Höchstens wenn er schwul ist, aber da kenn' ich mich aus. Sie könnten natürlich auch ein verdeckter Ermittler sein, aber diese Typen von der Kripo, die nicht als solche erkannt werden wollen, tarnen sich meistens viel zu perfekt. Sonst wäre das bei Ihnen eine neue Masche. Aber sie wissen wohl: Wir lassen uns hier nicht verarschen. Wir sind nett, können aber auch ungemütlich werden. Wollen Sie Hasen jagen?«

»Kaninchen. Sie nehmen im Garten überhand.«

Der Mann lachte.

»Kommt immer mal wieder vor, daß in den Gärten Karnickel überhand nehmen. Warten Sie hier. Es kann etwas dauern. Trinken Sie noch was, das freut den Wirt.«

Nach einer guten Stunde war er zurück. Richard war vor Aufregung naßgeschwitzt. Das Lokal füllte sich allmählich. Niemand hatte besonders Notiz von ihm genommen. Es kam ihm so vor, als wüßten alle hier Bescheid. Er bemühte sich jedoch um ein Pokerface und widerstand dem Impuls, einfach wegzugehen. Dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Nein, das wäre unter seinem Niveau gewesen.

Der Mann mit dem Ohrring sagte zu ihm:

»Kommen S' mit. I hoab oanen.«

Richard zahlte. Er hatte Angst. Was war, wenn sie ihn niederschlugen und beraubten? Töteten? Er mußte es riskieren.

Der Mann mit dem Ohrring führte ihn ein paar Straßen weiter. Die Gegend war ruhig, keine Glitzerwelt, kleinbürgerlich vielleicht. Stille Straße, stille Häuserzeile. Durchgang zu einem Hinterhaus.

Dort standen zwei Kerle, eigentlich sahen sie ganz ordentlich aus.

Es seien abgemusterte Russen, die aus Militärbeständen allerlei feine, noch brauchbare Sachen verscheuerten, erklärte sein Vermittler. Alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen sei in Wünsdorf oder Potsdam. Nachtsichtgeräte, Uzi-Maschinenpistolen, Pumpguns und die sogenannten Sportwaffen. Schwarze Schafe gebe es ja überall.

Der eine der beiden Russen hielt Richard stumm ein Päckchen hin, eingeschlagen in ein Stück Packpapier. Richard schlug es auseinander. Eine Pistole. Sein Vermittler erklärte, das sei eine »Neun-Millimeter Makarow, erstklassige Qualität, mit genügend Munition für eine ganze Karnickelarmee! Zwölf Mille und für mich zweihundertfünfzig.«

Richard wußte nicht, ob das billig oder teuer war. Er hatte fünftausend Mark dabei, mehr nicht, denn zuviel wäre wohl ein Anreiz für Verbrecher gewesen. Er hatte die Scheine an verschiedenen Stellen in seiner Kleidung versteckt. Die im Schuh rührte er nicht an.

Sie schüttelten sich alle die Hände. Richard wartete, bis die Russen ihm den Rücken zudrehten und gingen. Er hätte auch seinem Vermittler am liebsten bei seinem Abgang das Gesicht zgedreht, aber er überwand sich. Sein neuer Kumpel lief noch ein Stückchen neben ihm her und verschwand dann in einer Seitenstraße, nicht ohne ihm vorsorglich den günstigsten Weg zurück erklärt zu haben.

Richards Herz klopfte heftig. Die Waffe in seiner Gürteltasche unter dem Anorak verlieh ihm ein neues Selbstvertrauen. Er würde sich nicht erpressen lassen. Und er würde auch kein Geständnis ablegen. Der Skandal wäre sein Untergang.

Lucie verzieh nicht, das wußte er. Ihr Gatte mit einer jungen Geliebten, in einen Mordfall verwickelt, durch die Presse geschleift mitsamt der Familie, nein, da würde der Alte von seiner Wolke aus drohen und sein braves Töchtling ermutigen, den Kerl abzustoßen.

Nach der Scheidung wäre Richard Hornung einer, von dem kein Köter mehr ein Stück Brot nähme. Richard konnte sich auch schon gut vorstellen, wer der neue Chef werden würde. Lucie strömte ja jetzt schon förmlich über vor Wohlwollen, wenn es um den Prokuristen Schöttler ging.

Als Richard nach Hause kam, scherzte Lucie: »Wie siehst du denn aus, Lieber? Ist das Räuberzivil? Und du riechst, als wärst du in einer Hafenspelunke gewesen.«

Richard erschrak, aber er sagte sich: Sie weiß nichts. Es war ein Zufallstreffer.

»Ich hatte eine Besprechung mit Schott, dem Architekten, und zwei Bauherren. Araber. Sie bauen im kastilianischen Stil und lassen alles aufwendig vergittern. Die Kerle wollten unbedingt in eine ›In-Kneipe‹. Nicht mein Geschmack, aber was tut man nicht alles fürs Geschäft? Ich muß duschen.«

Er fühlte den Druck der Makarow an seinem Hüftknochen. Jawohl, melde dich, Harry, unser Boot ist da. Keine Polizei! Alles nach Wunsch.

Am nächsten Tag gab Richard Hornung die gewünschte Anzeige auf.

8. Kapitel

Britta erwachte. Es war Nacht. Der Fernseher flimmerte noch. Automatisch tastete sie nach der Fernbedienung und stellte den Apparat ab. Ihr Rücken schmerzte, die Stelle auf der Brust, wo Vlado die Zigarette ausgedrückt hatte, brannte scharf und heiß. Trotz-

dem fühlte sie sich erholt. Das Leben war nun einmal nicht unbedingt nett zu einer alleinstehenden jungen Frau mit etwas ... nun, abenteuerlichen Neigungen.

Auch als Angestellte im New Yorker Großraumbüro war man in gewisser Weise Foltermethoden unterworfen. Morgens um 8 Uhr 30 begann der Dienst – per Stechuhr registriert. Zu spät kommende wurden bestraft durch Lohnabzug. Wenn es häufiger geschah, wurde man gefeuert.

Es waren Anrufe zu beantworten, gewünschte Reisen zusammenzustellen, bei vagen Plänen war Hilfestellung zu geben. Es kam auf Geschick und Beweglichkeit an.

Sogar Anfragen aus der Schweiz oder aus Großbritannien liefen hier zusammen. Der Anrufer wußte dabei meist gar nicht, daß er mit New York telefonierte, wenn seine Verbindung von Genf nach Paris oder von Heathrow nach Tegel in das Computernetz eingespeist wurde. Das Netz war worldwide. Jede Strecke, jeder Flughafen war drin. Alle Daten standen zur Verfügung. Bereits registrierte Kunden waren sofort als solche zu erkennen.

War eine gewünschte Maschine bereits ausgebucht, oblag es der Sklavin im Großraumbüro, dem Kunden eine andere Maschine, einen anderen Termin, eine veränderte Strecke aufzuschwatzen.

Auch eine teurere VIP-Class kam in Frage. So etwas mußte zu schaffen sein, wollte man nicht bald weg vom Fenster. Charmant sein, lieb und flexibel – jedes Gespräch wurde abgehört und zum späteren Abhören mitgeschnitten. Die Pause zwischen zwei Gesprächen durfte nur sehr kurz ausfallen. Das wurde kontrolliert.

Fünfzehn Minuten Frühstückspause, keine Minute länger. Hastig eingeworfener Lunch. Schluß um fünf Uhr am Nachmittag. Dann war man wirklich fertig. Brittas unmittelbare Vorgesetzte war schwarz, eine herrische Person, wahrscheinlich aus Angst, selbst abzustürzen, wenn in ihrer Abteilung etwas schief lief.

Weiß und farbige Mädchen arbeiteten hier gemeinsam. Britta ge-

fiel das. Es war lustiger und nicht spießig. Aber hart war der Job, es bildeten sich ›Hornhaut auf der Seele und Schwielen im Gemüt‹, wie Lizzi sagte, Brittas schöne Freundin Lizzi mit ihrer Haut wie Milchkaffee. ›Zum einen Ohr rein, zum anderen raus‹, war ihr gemeinsames Motto.

Sie teilten sich das Apartment in Manhattan, in dem Tag und Nacht der Straßenlärm zu hören war. Man gewöhnte sich daran, übertönte ihn mit Musik aus dem Recorder. Teuer war das Apartment. Nicht zu bezahlen mit einem so geringen Einkommen. Britta war auf Nebeneinnahmen angewiesen, wenn sie sich auch noch hübsch kleiden, reisen und gelegentlich ausgehen wollte. Auch Lizzi hatte da so ihre Quellen.

Britta erhob sich leise. Niemand außer ihr schien im Zimmer zu sein. Doch bestimmt wurde sie auf irgendeine Art kontrolliert. Immer unter Kontrolle. Vom Regen in die Traufe. Mit Richard Hornung hatte sie sich für kurze Zeit frei und glücklich gefühlt. Eigentlich war auch das wohl nur eine Illusion gewesen, und selbst dafür strafte sie der Himmel.

Britta schlich zum Fenster. Unten lag der Park. Die Wege waren gesäumt mit Reihen sanft glimmender Solarleuchten. Das Fenster ließ sich ohne weiteres öffnen. Wunderbar klare Nachtluft strömte herein, vermischt mit dem Duft von Gras und Laub.

Über den Himmel zogen sehr langsam seltsame, langgestreckte Wolken, innen schwarz, mit weißen Rändern, wie Luftschiffe von einem anderen Stern. Begegnung der dritten Art.

Brittas Zimmer lag im ersten Stock. Sie überlegte flüchtig, ob sich eine Flucht lohnen könnte. An einem Laken abseilen? Springen? Klettern? Es gab einen Sims über den unteren Fenstern. Aber sie war sicher, daß es nicht funktionieren würde.

Diese pompöse Villa kannte sie aus ihren Träumen, vielleicht auch aus dem Kino. Sie wurde sicher sorgfältig bewacht. Wahrscheinlich lief auch die gelbe Dogge draußen frei herum. Möglicherweise gab

es ja einen ganzen Zwinger voll gelber, blutrünstiger Bestien mit scharfen Zähnen hinter gierigen Lefzen?

Britta trottete zum Bett zurück. Es gelang ihr, wieder einzuschlafen.

Als sie erwachte, war heller Morgen. Juri brachte ein Paket in dem Einwickelpapier einer chemischen Reinigung. Er nickte ihr kurz und ernst zu.

»Guten Morgen, Juri.«

Er schüttelte mürrisch den Kopf. Es sah fast nach schlechtem Gewissen aus. Er ging für kurze Zeit ins Bad und verschwand dann wieder. Britta stellte fest, daß jetzt Zahnbürste und Zahnpasta, Hautcreme und sogar Watte-pads da waren.

In dem Paket war ihr Armani-Anzug. Das stimmte sie zuversichtlich. Warum sollten sie einer Todeskandidatin noch ihren Anzug reinigen lassen?

Ihre optimistische Natur siegte wieder. Sie drehte sich nackt vor dem Spiegel. Leichte Striemen, die verheilende Stelle auf der Brust. Sie hatte gelesen, daß Masochistinnen sich kaum in öffentliche Bäder trauten, wo die Leute unfreundlich auf ihre Wunden und Striemen starrten.

Britta machte sich sorgfältig zurecht und kleidete sich an. Sie zog einen Stuhl ans Fenster, setzte sich und schaute hinaus in den stillen Park.

Nach einiger Zeit fuhr ein Sportwagen vor. Vlado stieg aus. Er sah fabelhaft aus, wie Kevin Costner und Richard Gere zusammen, ein Mann, wie man ihn in freier Wildbahn normalerweise nicht traf. Er trug zu einem dunkelgrauen Anzug ein weißes Oberhemd. Sehr seriös. Man hätte kaum vermuten können, daß er junge Frauen schlug und mit glühenden Zigaretten folterte.

Er war einer von ihnen. Vielleicht sogar in führender Position. Britta konnte es kaum fassen: Sie war in den Händen einer östlichen Mafia. Die Zeitungen waren ja voll davon. Morde und Spreng-

stoffattentate in Berlin wurden kriminellen Russen zugeschrieben, die nach der Wende eingeströmt waren.

Im allgemeinen machten sie wohl die Fehden unter sich aus: Prostitution, Rauschgift, Waffen, Schutzgeld, Ikonenschmuggel. Aber sie hatte sich naiv in die Schußlinie begeben.

Jeden Augenblick erwartete sie den schönen Vlado. Sie fürchtete und erhoffte sein Erscheinen in einem Atemzug. Würde er sie wieder quälen? Schlimmer als das letztmal? Behandeln wie ein Stück Dreck?

Nun, sie war gebadet, gekämmt, sie roch nicht übel. Ihr Selbstbewußtsein hatte sich gehoben. Trotzdem erschien ihr dieser Vlado als die bedrohlichste Figur überhaupt. Onkel Kolja, nun ja, es war nicht das erstemal gewesen, daß Britta an einen Mann mit merkwürdigen Sexpraktiken geraten war. Die Klinke wurde heruntergedrückt. Ihr brach der Schweiß aus. Aber es war Juri.

»Frau, komm.«

»Frau, komm«, das hatten, wie sie von ihrer Mutter wußte, nach dem letzten Weltkrieg russische Soldaten gesagt. Es war die Einleitung zu einer Vergewaltigung gewesen.

Und jetzt? O Gott, und jetzt?

Juri stieg vor ihr die Treppe hinunter, sie folgte mit weichen Knien. Er wandte sich nach rechts und öffnete eine Tür. Dort saßen Onkel Kolja und der schöne Vlado nahe beim Fenster am gedeckten Frühstückstisch. Sonne fiel auf Geschirr mit weißblauem Zwiebelmuster.

Onkel Kolja streckte ihr die Hand entgegen. Vlado lüftete gar den Hintern ein wenig. Onkel Kolja wies auf einen Stuhl. Britta setzte sich vor ein Frühstücksgedeck.

Es gab Brötchen und Brot auf einer Platte, Butter im auseinandergefalteten Papier, Marmelade und Honig in etwas verklebten Gläsern, Wurst und Schinken und eine Schüssel mit Rühreiern sowie Kaffee und Tee.

Eine Flasche Wodka stand auf dem Tisch. Auch neben ihrer Kaffeetasse entdeckte Britta ein Wasserglas, in das nun Onkel Kolja, der gütig lächelnd sein Wolfsgebiss enthüllte, einen tüchtigen Schuß einschenkte.

Ihr gingen Filmszenen durch den Kopf, in denen Opfer vergiftet oder durch Drogen gefügig gemacht wurden. Doch was sollte sie tun?

Sie hob ihr Glas, Onkel Kolja und Vlado hoben ihre Gläser. Sie lächelten beide, und so lächelte sie auch. Sie tranken einander zu, was für eine Farce, ein Hohn auf echte Geselligkeit.

Der Alkohol rann eiskalt ihre Kehle hinunter und kam deutlich im Magen an. Ihr wurde warm. Die Welt sah freundlicher aus.

»Essen!« ermunterte Onkel Kolja sie, und sie griff zu. Wenn sie das hier überhaupt durchstehen wollte, mußte sie etwas Kräftiges im Magen haben. Ihr Kopf fühlte sich angenehm benebelt an. Alles war ein Abenteuer, die Welt eine große Party. So mußte man es betrachten.

Sie sah sich um, während die beiden Männer miteinander redeten, mit vielen Zischlauten und rollendem Rrr, der Ton im Rachen angesetzt. »Seafood Murmansk«, natürlich, Seafood war englisch, aber Murmansk war ein russischer Hafen.

Vielleicht hatten diese Leute wirklich einen Großhandel, und der alte Onkel mit seinem gelben Köter war einfach ein perverser Greis, der sie zu seiner Unterhaltung ins Haus geholt hatte? Sie verscheuchte das Bild des Toten im Hotel und auch die Erinnerung an Vlados Foltermethoden und lächelte ihn versuchsweise an.

Er lächelte zurück. Etwas später sagte er ihr, sie wollten »noch ein paar Bilderchen« machen.

»Wir warten noch auf Tatjana.«

Einige Minuten später erschien Tatjana. Sie sah gut aus, mit ebenmäßigen, harten Zügen, mochte um die Vierzig sein. Das schwarze Haar hatte sie nach Art vieler Models ganz straff zurückgekämmt

und im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Eine eisige Madonna in Weiß. Sie trug einen Bademantel, wie ihn Britta ebenfalls in ihrem Zimmer hatte.

War diese Tatjana, die ihr ernst die Hand gab, vielleicht gleichfalls eine Gefangene? Nein, dafür wirkte sie zu selbstsicher und vertraut mit den beiden Männern, die sie gar nicht beachtete. Vielleicht hatten sich die drei schon vorher gesehen?

Tatjana sprach Russisch. Sie trank gleichfalls Wodka, danach Tee, aß aber nichts, sondern rauchte in kurzen Abständen zwei Zigaretten, während sie mit durchdringender Altstimme ziemlich viel redete. Überraschend wandte sie sich an Britta:

»Seafood Murmansk« ist eine internationale Firma. Hast du das Schild neben der Einfahrt gesehen? Im- und Export. Kaviar, Fischkonserven, Muscheln, Getränke. Aber auch Videos und VideoClips. Onkel Kolja will einen Clip mit uns beiden machen. Okay?»

Britta nickte, von schlimmen Vorahnungen erfüllt. Kurz darauf gingen sie alle nach oben, in Onkel Koljas Schlafzimmer.

Tatjana zog ihren Mantel aus. Sie trug ein strammes schwarzes Mieder darunter, das ihren Busen und den Po freiließ. Sie half Britta aus ihrem Anzug und lächelte, als sie sah, daß sie nichts darunter anhatte.

Eine Kamera war aufgebaut, hinter die Vlado sich nun stellte. Alles lief routiniert ab. Ehe sie sich versah, hatte Tatjana Britta eine schwarze Maske über den Kopf gestreift. Und sie legte ihr ein Halsband um. An einer Leine konnte man die Haltung ihres Oberkörpers korrigieren.

Britta konnte durch Augenschlitze sehen. Ihr Mund blieb frei. Tatjana führte sie zu Onkel Koljas Bett, mit dem Britta schon Bekanntschaft hatte machen müssen, und nötigte sie auf die Felldecke.

Die gelbe Dogge verließ ihren Fensterplatz und sprang auf das Bett.

Tatjana nahm Ketten aus einer Eisentruhe und befahl Britta, die Arme auszustrecken, wie am Kreuz. Britta schüttelte den Kopf, versuchte sich vornüber zu neigen. Instinktiv leistete sie Widerstand. Sie merkte, daß die Kamera bereits lief.

Der Schmerz traf sie unvermittelt. Tatjana hatte mit einer Stahlrute zugeschlagen. Britta schrie auf. Tränen schossen in ihre Augen. Tatjana bedeutete ihr, sich gerade aufzusetzen, mit dem Rücken dicht an den Betthimmel gelehnt.

Britta wagte nicht, an sich hinunterzusehen, aber sie war sicher, daß sie aus einer Wunde quer über Brust und Bauch blutete.

Tatjana spreizte Brittas Beine und befestigte mit Riemen eine Art Balken zwischen den Fesseln. Dann schob sie nacheinander eine Mohrrübe, eine Gurke und etwas sehr schmerzhaft Stacheliges ein, trat jedesmal zurück, um der Kamera das Schußfeld freizugeben, während Britta wimmerte und heulte. Die Tränen suppten hinter ihrer Maske, sie begann zu betteln, sie möchten aufhören.

Aber Onkel Kolja hatte sich ein Gewand mit Kapuze übergeworfen, wie vom Ku-Klux-Klan sah er aus. Wie einer dieser Menschen in Amerika, die ihre Opfer kreuzigten und verbrannten.

Mit schwindenden Sinnen spürte sie mehrmals den Hieb der Stahlrute. Dann zog sich Onkel Kolja zurück. Tatjana ergriff Brittas linke Brustwarze und stach eine dicke Nadel von oben nach unten hindurch.

Britta mußte ohnmächtig geworden sein, denn als sie erwachte, trug sie keine Maske mehr. Vlado verließ gerade den Raum. Von Onkel Kolja war nichts mehr zu sehen. Der Hund lag ganz still in ihrer Nähe und betrachtete sie aufmerksam.

Es tat immer noch furchtbar weh, während Tatjana das Folterinstrument zwischen ihren Beinen entfernte und die Fesseln löste.

»Guter Film«, murmelte sie. Sie wirkte jetzt freundlich und fürsorglich. Juri erschien mit einem kleinen Teewagen. Tatjana legte eiskalte Kompressen auf die Wunden und hielt Britta ein Tuch un-

ter die Nase, das stark nach Kampfer roch und Britta in einen leichten Dämmerzustand versetzte.

Dann gab Juri ihr eine Spritze in den Arm. Er ging dabei so routiniert vor, daß Britta sicher war: Dies war hier nicht zum erstenmal geschehen.

Aber mir ist es zum erstenmal passiert, und sie werden es wieder tun. Mich quälen, mich filmen, bis ich tot bin. Wie nennt man diese Filme, in denen das Opfer wirklich getötet wird? Splash? Nein ... egal. Ich bin ihnen ins Netz gegangen. Niemand vermißt mich. In meiner Firma bedeutet ein Telefongirl gar nichts. Lizzi wird sich meiner wegen auch nicht extra anstrengen. Sie denkt, ich hätte in Europa etwas Besseres gefunden. Und sie meidet die Polizei, wohl aus gutem Grund.

Und Richard? Nein, nur keine Illusionen. Männer lieben süße, sinnliche und anwesende Frauen. Er wird nichts sagen, damit seine Frau nichts erfährt.

Mehrmals kämpfte sie gegen eine Ohnmacht an. Sie wollte sich ausruhen. Pläne machen. Das in die Tat umsetzen, was sie nun ganz und gar erfüllte und bewegte: Ich will hier raus!

Juri nahm sie auf die Arme und trug sie in ihr Zimmer zurück. Wie ein Bräutigam die Braut über die Schwelle trägt, dachte sie. Ob er ihr helfen würde, wenn sie ihn anflehte? Gewiß nicht. Er war ein Zombie. Ein Roboter. Vielleicht hatten sie ihm die Seele ausgetrieben?

Er legte sie vorsichtig auf das Bett und deckte sie mit einem leichten, kühlen Laken zu. Er war klein und muskulös und hatte ein nettes, freundliches Gesicht. Blaue Augen mit weißen Wimpern. Der Anschein trog. Er war nicht freundlich. Was mochte ihn veranlassen, bei diesem grausamen Spiel mitzumachen?

Er ging. Britta wußte, daß sie einen Entschluß zu fassen hatte. Nie hätte sie sich vorstellen können, daß Schmerzen so apathisch und entschlußlos machen konnten.

Sie zwang sich, noch einmal den Blick aus dem Fenster vor ihr inneres Auge zu zitieren. Der Sims? Nicht zu schaffen. Die Tür? Absolut unmöglich. Abseilen?

Es konnte tödlich sein. Aber alles hier war tödlich. Da waren ihre beiden Laken. Die Decken? Tischdecke, Bettüberwurf dort auf dem Stuhl. Im Bad hingen zwei große Badelaken. An der Wanne war seitlich ein Duschvorhang aufgehängt. Unmöglich war es nicht. Alles mußte sehr fest zusammengeknotet werden. Und sie würde dafür sorgen müssen, daß sie nicht dabei überrascht wurde. Zuerst mußte sie sich ausruhen und einen klaren Kopf bekommen.

Und wenn sie vorher kommen und mich töten? Nein, daran darf ich nicht denken. Ich werde jetzt ganz stark sein. Ganz ruhig warten, bis es Nacht ist.

Als die Dämmerung einsetzte, begann sie, Tücher und Decken im Badezimmer zu sammeln und aneinander zu kneten. Die Laken auf dem Bett und die Tischdecke ließ sie liegen. Sie würde sie erst zuletzt anfügen. Falls jemand ins Zimmer kam, sollte er keinen Verdacht schöpfen.

Wirklich betrat jemand den Raum. Sie rief aus dem Bad: »Juri? Ich bin hier!« und bemühte sich, das Seil zwischen Wanne und Toilette zu verstecken. Das Bad ließ sich nicht verriegeln. Natürlich nicht. Würde Juri oder wer immer da drinnen war das Fehlen der Bettdecke bemerken? Sie hörte Schritte, ein Rasseln – wieso denn das? –, wieder Schritte, noch ein Rasseln. Sie drückte die Spülung. Lauschte. Wartete.

Die Tür nebenan ging. Sie spähte durch einen Türspalt ins Zimmer. Es war leer. Die Person hatte ihr Brote und ein Getränk hingestellt. Wie die Hexe in ›Hänsel und Gretel‹: Sie mästeten ihr Opfer für den Hauptgang.

Die Lampen waren eingeschaltet. Der Raum wirkte beinahe anheimelnd. Britta schleppte sich zum Fenster. Sie erstarrte. Die Jalousie war heruntergelassen. Sie war aus Metall. Unmöglich, sie leise

zu öffnen. Falls sie sich überhaupt ohne Schlüssel oder einen geheimen Hebel öffnen ließ.

Britta zwang sich, das zweite Fenster zu überprüfen. Dasselbe. Doch am dritten Fenster hatte der Mechanismus gestreikt. Die Jalousie war nur zu gut zwei Dritteln herabgerollt und hing schief in den Angeln. Nur ließ sich jetzt das Fenster nicht öffnen. Oder sollte es möglich sein, förmlich darunter wegzutauchen? Den Riegel zu erreichen? Zu öffnen? Das Seil an das Fensterkreuz zu kneten und flach über die Fensterbank ins Freie zu rutschen? Wohl nicht mit diesem zerschundenen Körper.

Britta versuchte noch einmal vorsichtig, die Jalousie anzuheben, geradezurücken, den Mechanismus zu finden. Aber es war unmöglich.

Sie dachte an einen Urlaub in Nassau auf den Bahamas, wo sie sich bei einem Fest im Limbo versucht hatte. Es war dieser faszinierende Tanz, bei dem sich die Tänzer, rückwärts gebeugt, rhythmisch unter tief und tiefer gehängten Stangen hindurchschoben. Zum Erstaunen aller war sie darin sehr geschickt gewesen und hatte sogar einen Preis bekommen: eine große Strohpuppe mit einem bunten Puschel auf dem Hut, wie sie schwarze Ladies flochten und auf dem Markt verkauften, und einen Kuß von einem der einheimischen Beaus mit aufgeknöpftem Hemd über blanker, dunkelbrauner Brust und Samtlippen und einem Duft nach Blumen und Fisch.

Nicht weich werden. Sie mußte es schaffen, jetzt! Es gelang ihr mit der Kraft der Verzweiflung, die Jalousie eine Spur zu bewegen und das Fenster zu öffnen. Sie ruhte sich kurz aus, dann knotete sie das eine Ende ihrer Stoffgirlande an das Fensterkreuz. Sie handelte jetzt wie in Trance, als hätte jemand das Kommando übernommen, dem sie folgen mußte. Das andere Ende der Girlande knüpfte sie fest um ihre Taille.

Zwar war es unwahrscheinlich, daß alle Knoten und Stoffe halten

würden, aber es war egal jetzt. Vielleicht gaben sie erst nach, wenn sie kurz über dem Erdboden war? Sie zog sich auf die Fensterbank hoch und hangelte sich, mit den Beinen zuerst, langsam an ihrem Seil hinunter. Sie spürte den Sims unter ihren Füßen und spähte nach unten. Niemand zu sehen.

Viele Menschen waren nicht auf diesem Anwesen, das stand fest. Sie atmete hastig und ließ die nächste Strecke Stoff durch ihre Hände gleiten, während sie versuchte, sich mit den Füßen festzuklammern, wie sie es in der Schule beim Seilklettern hatten machen müssen.

Ihre Knie schurrt an der Mauer. Die Hose und auch die Haut scheuerten durch.

Es war eine dunkle Nacht. Die Solarlampen am Weg leuchteten wie Glühwürmchen, ohne wirklich einen Lichtschein zu verbreiten.

Die letzten zwei Meter ließ sie sich einfach fallen. Sie landete auf dem Rasen. Daß der rechte Knöchel schmerzte, war unwesentlich. Geduckt huschte sie zwischen die einzelnen Büsche seitlich des Weges. Ein banger Blick zurück auf das Haus. Mehr kriechend als laufend erreichte sie dichteres Buschwerk, das ihr Schutz gab, bis sie auf die ebene Strecke gelangte, die auf einer Seite von einem kleinen See begrenzt wurde. Auf der anderen Seite war sicher die Auffahrt zum Haus mit dem Tor.

Sollte sie zu schwimmen versuchen? Sie war nicht darauf vorbereitet. Von ihrem Zimmer aus hatte sie den See nicht bemerken können. Eine gute Schwimmerin war sie ohnehin nicht. Sie wandte sich nach rechts und hörte Keuchen und Trappeln hinter sich.

Dann hatte die Dogge sie erreicht.

»Ganz lieb sein. Ich bin es«, sagte sie leise. Das Wunder geschah. Das Tier kam nahe heran und schnüffelte wie zufällig an ihr. Es lief um sie herum und blieb still.

Dann Juris Stimme: »Gregorij! Gregorij!« Ein Pfiff. Der Hund schien kurz zu überlegen, folgte dann aber dem Kommando.

Britta sank auf die Knie und verharrte auf allen Vieren. Da teilte sich das Gebüsch. Der Mann, der sie zusammen mit Juri in Empfang genommen hatte, starrte sie an. Er rief etwas, dann war auch Juri zur Stelle. Sie rührte sich nicht. Ein gestelltes Wild.

Beide Männer faßten sie an, zogen sie an den Ellenbogen hoch, führten sie zum Haus zurück. Gregorij, der Unvermeidliche bei ihren Demütigungen, rundete die kleine Prozession ab.

Drinne hielt Juri sie weiter fest, als könne sie fortfliegen oder sich in Luft auflösen. Der andere Mann ging fort und kam nach einer Weile zurück. Sicher hatte er Onkel Kolja informiert und Weisungen eingeholt.

Die beiden Männer redeten laut und aufgereggt miteinander. Dann führte Juri sie zurück in ihr Zimmer. Er war plötzlich sanft und blickte sie traurig an. Sie vermutete, daß er heimlich Mitleid mit ihr hatte. Er würde schon wissen weshalb.

Onkel Kolja bestrafte sie sicher furchtbar, wie die Kinder in Pavalinis Film ›Salo‹ nach de Sades Roman. Langsam, grausam, tödlich.

Der andere Mann trat ein. Sie fesselten sie an das Bett und gingen. Britta wunderte sich nicht, daß man das Todesurteil nicht gleich vollstreckte. Dafür gab es bestimmte Spielregeln.

Es war vorbei. Sie wünschte, ohnmächtig zu werden, doch statt dessen überkam sie ein Zustand äußerster Klarheit. Wenn ich dies hier überleben sollte, werde ich weise und ewig dankbar sein. Doch ich werde es nicht überleben.

Die Tür wurde erneut geöffnet. Tatjana trat ein, nun korrekt in ein braunes Kostüm und Stiefel mit flachen Absätzen gekleidet. Bei ihrem Anblick verkrampten sich Brittas Muskeln. Ihr Magen wurde zu einem harten Knoten. Keiner der Männer flößte ihr soviel Angst ein wie diese Frau.

Männer waren Britta immer entflammbar und über Sex zu packen erschienen. Diese Einstellung hatte sich im Grunde auch nicht

verändert. Eigentlich glaubte sie immer noch, sie könne die Kerle mit ihren sehnsuchtsvollen Schwänzen manipulieren.

Aber daß eine Frau solche Grausamkeiten an einer Geschlechtsge-
nossin verüben konnte, das war unheimlich und schrecklich. An
Brittas Angst änderte auch der etwas lächerliche Anblick nichts,
den Tatjana bot. Sie trug in der rechten Hand einen Nachttopf am
Henkel, einen klassischen, weißen Nachttopf mit einem Blümchen-
muster am oberen Rand.

Sie stellte ihn neben Brittas Bett auf den Boden, richtete dann
erst den Blick auf ihr Opfer und sagte mit unverkennbar sächsi-
schem Tonfall:

»Wennde mal Bibi musst. Die Männer denken doch an gar nix.«

Britta war höchst überrascht.

»Sie sind Deutsche?!«

»Ja. Wieso?«

»Ich dachte ... also, Sie sprechen fließend Russisch ... und ... na
ja ...«

»Mein Verlobter ist Russe. War in Wünsdorf stationiert.«

Britta fragte nicht nach. Nur das Weib nicht reizen. War Wüns-
dorf nicht der große russische Truppenübungsplatz in der DDR ge-
wesen?

»Vielen Dank«, hauchte sie.

Tatjana nickte.

»Nix für ungut«, murmelte sie. »Ich mach' hier meine Arbeit.
Mach' ich's nicht, macht's jemand anders. Und ich passe jedenfalls
auf, daß alles wieder heilt. Auch das gleene Loch in der Brust ...
Klar? Ich bin Fachfrau. Viele bezahlen dafür, daß ich es ihnen tüch-
tig gebe.«

Britta nickte und wagte zu fragen: »Werden Sie ... ich meine ...
komm' ich noch einmal dran?«

Tatjana zuckte mit den Schultern.

»War nicht klug, hier heimlich ne Flieche zu machen.«

»Ich weiß.«

Nein, diese Tatjana würde sich nicht rühren lassen. Jetzt überprüfte sie Brittas Ketten.

»Lang genug«, befand sie mit einem Seitenblick zum Nachttopf und verschwand.

Eine Sächsin! Eine sächsische Domina! Vielleicht hieß sie gar nicht Tatjana. Elfriede vielleicht oder Silvia. Aber zu DDR-Zeiten waren wohl viele Kinder mit russisch klingenden Namen benannt worden.

Jedenfalls war ich nicht ihr erstes Opfer.

Die hat Routine. Macht es gewerbsmäßig. Ob der Alte und sein teuflischer Neffe das Sadistentheater nur für sich inszenieren? Oder ob sie die Disketten wirklich verscheuern?

Wieder fielen Britta Geschichten von Videos ein, auf denen gezeigt wurde, wie eine Frau wirklich zu Tode gequält wurde. Es sollte Liebhaber geben, die höchste Preise für authentische Streifen zeigten. Zum Beweis, daß das Opfer wirklich tot war, wurde hinterher noch eine kleine Obduktion vorgenommen. Das hatte sie gelesen. Wo nur? In einer Zeitschrift? Oder lediglich in einem Krimi? Britta schielte mehrmals zu dem Nachttopf hin. Schließlich rappelte sie sich unter Schmerzen auf, kroch aus dem Bett und weihte ihn ein. Wenn schon, denn schon.

9. Kapitel

Es war ein kalter Abend. Im Park war es schon vorbei mit der Blütenpracht. Die Krähen aus Polen und Rußland, für die Berlin und seine Umgebung eine Sommerfrische in ihrem Winter darstellte, versammelten sich für die Nacht unter apokalyptischem Gekrächze in einzelnen Bäumen, die unter ihrer Last zu wanken schienen und wirkten wie mit großen, schwarzen Früchten überladen.

Bernd Wedel empfand das triste Ambiente als durchaus passend zu seiner Stimmung. Der Fall ›Mord im Hotel‹ drückte auf Gemüt und Magen. Es ging nicht voran. Die Leute im Hotel waren entweder doof, oder sie schwiegen aus Angst. Herrgott, es mußte doch möglich sein, die beiden Gäste aus dem Mordzimmer im Grandhotel aufzuspüren. Sie hatten sich doch nicht in Luft aufgelöst!

Der Zimmermann wollte den Fall im Fernsehen vorstellen. In seiner Sendung Aktenzeichen XY ungelöst, die vielleicht ein bißchen bieder, aber jedenfalls recht erfolgreich war. Hunderttausend Laien als Detektive, Sheriffs und Kommissare lebten Jagdinstinkte aus. Da wurde der verständliche Wunsch nach Recht und Ordnung und manchmal wohl auch der Hang zum Petzen aktiviert, der schon kleinen Kindern eigen war.

Als Fachmann fühlte man sich zwiespältig, wenn man solche ungebetene Hilfe bekam. Machte auch viel Arbeit. Dumme Tips von Übereifrigen. Privaten Feinden sollte eins ausgewischt werden. Trotzdem fanden die blinden Hühner öfter ein Korn.

Wedel eilte durch den Park nach Hause. Totensonntagstimmung. Gut, wenn man seine Oase hatte. Monica würde das Essen fertig und den Wein zum Öffnen hingestellt haben.

Mady Saparonsky hatte ihm heute nachmittag ihre Theorie mitgeteilt, fix und fertig aus der Jeanstasche: Dealer-Ehepaar wollte an Kurier liefern. Andere kriminelle Bande war ebenfalls interessiert. Sie drangen ins Hotelzimmer ein, erschossen den Kurier und ... und ... ja, wie war es? Jaaa. Sie nahmen die Frau mit und töteten sie unterwegs. Auch den Mann fingen sie vor dem Hotel ab und karren ihn ebenfalls zu der bewährten und beliebten Mülldeponie. Peng! Yes, Sir!

Jeden Tag stand so etwas in der Zeitung. Chicago war längst auch in Berlin. Aber Wedel wußte: An diesem Fall war irgend etwas faul. Er fühlte das unangenehme Kribbeln das Rückgrat hinunter, wenn er daran dachte. Und die Gedanken drängten sich in seine Freizeit, das war gar nicht gut.

Wenn die Russen-Mafia dahintersteckte, war Aufklärung ziemlich aussichtslos. Die italienische Mafia funktionierte immerhin nach gewissen Regeln, aber bei der Ost-Kriminalität herrschte das organisierte Chaos. Viele kochten da ihr Süppchen. Manche arbeiteten noch für'n Appel und 'n Ei.

Es gab angeblich Tarife: Finger brechen: dreihundert Mark. Einfacher Mord: tausend Mark. Mit Benzin übergießen und anstecken wurde teurer. Drei Schüsse für eine Person signalisierten angeblich eine Strafaktion, und das in etwa konnte auf den Toten im Hotel zutreffen, wenn man es großzügig auslegte. Konnte, mußte nicht.

Die Mitglieder der Banden rekrutierten sich nicht nur aus ihren Mutterländern. Nach der Auflösung der russischen Standorte in den neuen Bundesländern waren Ex-Soldaten gestrauchelt, aus Angst, in ihrer Heimat keine Wohnung zu bekommen, aus Abenteuerlust, was auch immer. Ein Motiv gab es stets. Meistens ging es um Geld. Sehr viel Geld oder nicht so sehr viel – auch das war schließlich relativ.

Monica und Bernd Wedel sahen sich die Sendung ›XY – ungelöst‹ zusammen an. Ihr ›Fall‹ war nachgestellt, soweit das nach

den bisherigen Erkenntnissen möglich war.

Sie hatten Schauspieler genommen, die ein bißchen den Phantombildern ähnelten. Eine Stimme im Off belehrte jeweils darüber, ob es sich gerade um eine Erkenntnis oder um eine Vermutung handelte.

Das Erscheinen des Opfers wurde riesig ausgemalt, ein liebevoll inszenierter Mord. Die kleine Frau versteckte sich hinter dem Sessel, doch die Banditen zerrten die Schluchzende hervor und nahmen sie mit. Der reale, gefährliche Bastelkasten wurde gezeigt. »Wer kann Angaben dazu machen? Wer kennt einen der Beteiligten? Hinweise nimmt...« und so weiter.

Wedel stöhnte auf: Jetzt trat doch wirklich sein Chef in Erscheinung! Das hatte das Aas sich nicht nehmen lassen. Einerseits war Wedel gekränkt, war es doch sein Fall. Andererseits aber, im Grunde seines Herzens, fühlte er sich auch erleichtert. Er war nun mal kein Mann der Öffentlichkeit.

Sein Chef stellte sich in Positur und warnte: »Die Szene ist besonders gefährlich. Bitte, unternehmen Sie nichts auf eigene Faust.«

Es tat Wedel wohl, daß Monica sagte, der Schlips von Herrn Brettschneider sei ja schauerhaft, und seine Haarsträhnen über der Glatze hätte er auch etwas geschickter färben können.

»Der Kerl hat mich ausgetrickst«, sagte er.

»Mensch, Bernd, mein Hase. Sei doch froh. Hättest dich da von jungen Schnöseln rumkommandieren lassen müssen. Du magst doch solche Sachen gar nicht. Hast du doch auch wirklich nicht nötig.«

»Hast ja recht. Trotzdem ...«

»Hauptsache, es bringt etwas, irgendeine Erkenntnis.«

»Na, da bin ich skeptisch.«

Ausnahmsweise war sein Skepsis unangebracht.

Es gab drei recht interessante Anrufe. Zwei der Tips erwiesen sich trotzdem als Fehlschläge, aber der dritte war endlich die Stecknadel

im Heuhaufen.

Eine Frau hatte angerufen. Wedel fand es in diesem Falle richtig, Mady Saparonsky mitzunehmen, denn so ein Gespräch von Frau zu Frau löste oft die Zungen.

Die Frau hatte Angst. Das merkte er schon am Telefon. Sie wollte gar nicht bei sich zu Hause aufgesucht werden.

»Lieber irgendwo im Café? Oder ich kann ja auch hinkommen?«
Wedel beruhigte sie.

»Meine Kollegin und ich sind in Zivil. Wir sehen ganz normal aus. Kein Mensch wird sich etwas dabei denken. Wir könnten von der Versicherung sein oder von den Zeugen Jehovas.«

Er lachte probeweise, aber sie lachte nicht mit.

»Na, meinetwegen.«

Er schrieb die Adresse auf.

Wedel und Saparonsky wurden vom Ehemann empfangen. Er hieß Klaus Weiss, und Mady scherzte später, sie fände, er müsse eigentlich Nase Weiss heißen. Er war der Typ, der in Berlin nicht eben selten ist: weiß alles, kann alles, sagt alles.

Frau Weiss sagte, sie habe sich lange nicht getraut, die Polizei zu verständigen.

»Man will ja in nichts reingezogen werden. Aber jetzt – es gibt doch eine Belohnung, nicht? Also, ich meine, mein Mann sagt auch ... nicht, Klaus?«

»Nu mach mal, Rita.«

»Es bleibt unter uns, Frau Weiss.«

Mady fügte hinzu: »Wenn der Tip zur Ergreifung des Täters oder der Täter führt, gibt es auch die versprochene Belohnung, Herr Weiss.«

Frau Weiss gab sich einen Ruck. »Also, kurz bevor die Sache, also, dieses Verbrechen, im Fernsehen gemeldet wurde, hab' ich in unserer Straße was gesehen. Na, es kam mir irgendwie komisch vor, aber weiter hab' ich mir nichts dabei gedacht. Mir ist erst danach

aufgegangen, daß das vielleicht die Frau war. Da wurde doch so eine Zeichnung gezeigt, ich sag' zu meinem Mann, du, die kenn' ich, na, ich kenn' sie nicht, aber gesehen hab' ich sie, wo bloß?«

»Rita, nu quassel nich rum. Erzähl der Reihe nach.«

»Na ja, ich kam vom Einkaufen. Hatte zwei schwere Tüten, wird ja immer mehr, als man denkt. Da geht die Tür vom Fischladen auf. Also dieser Laden mit den Stufen zwei Häuser weiter. Ist gar kein richtiger Laden, ich seh' da auch nie jemand kaufen, aber teure Autos stehen da oft rum. Die Frau sah aus wie die im Fernsehen ...«

»Rita, der Reihe nach!«

»Also, einer guckt aus dem Laden raus, nach rechts und nach links, ich war noch ein Stück davor. Dann kommt ein häßlicher alter Knopp raus, sah aus, als hätte er einfach einen Mantel über seinen Pyjama gezogen, hatte aber ne Mütze auf, so eine, wie der Mark Goellner immer verkehrtrum trägt, und er hat eine ganz junge Frau untergehakt. Die sah aber erbarmungswürdig aus, ganz verängstigt. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß sie nicht freiwillig mitging.«

»Erzähl dem Kommissar von den anderen Kerlen.«

»Aus der Tür guckte einer, der sah aus wie der Sascha Hehn früher, hübsch. Mehr hab' ich nicht hingeguckt. Es wäre zu auffällig gewesen.«

»Aber du hast doch gesehen, wie der Olle mit der Kleenen in det Auto stieg, Himmel noch mal, Rita!«

»Du läßt einen ja nicht zu Wort kommen. Also, der Alte und die junge Frau stiegen in ein Auto, wo auch so Politiker drin fahren, lang und schwarz, wohl Mercedes, aber ich hab' nicht extra drauf geachtet. Mit Chauffeur. Sie stiegen beide hinten ein, und los ging's. Jetzt, wo ich es Ihnen erzähl', kommt es mir gar nicht mehr so aufregend vor. Oder doch?«

Wedel lächelte sie an, so nett er konnte.

»Oh, das kann man so nicht sagen. Wir gehen der Sache nach. Es

war unbedingt richtig, mit uns zu sprechen, Frau Weiss. Herr Weiss, wir wissen Ihre Courage zu schätzen. Benehmen Sie sich in der nächsten Zeit bitte ganz normal. Wenn Sie einkaufen, schauen Sie nicht extra zu dem Laden hin. Zeigen Sie kein Interesse, wenn jemand rauskommt oder reingeht. Das gilt für Sie beide, bitte.«

»Wir dürfen jetzt keinen Argwohn erregen. Wenn etwas dran ist an Ihrer Beobachtung, hängt sehr viel von Ihrem Verhalten ab«, kämpfte Mady Saparonsky um das letzte Wort. Das kleine Luder wollte sich nicht abhängen lassen.

»Vielen Dank, daß Sie sich zu dieser Aussage entschlossen haben. Ordentliche Bürger sollten zusammenhalten«, erklärte Wedel markig und reichte beiden Weissens die Hand. Kein Wort davon, daß sie sich früher hätten dafür entscheiden müssen. Das brachte eh nichts mehr.

Klar, es war ein Zufall. Keine Tüchtigkeit, keine überwältigende Kombinationsgabe. Einfach Kommissar Zufall. Warum auch nicht? Er hatte oft die Hand im Spiel. Aber jetzt kam die Feinarbeit. Vielleicht steckte ja auch gar nichts dahinter. Doch Wedel hatte ein gutes Gefühl. Und Mady sagte von sich aus, sie habe in diesem Falle ›ein mächtig gutes Feeling‹.

Also wurde der Laden so unauffällig wie möglich observiert. Wenn einer der beiden Lieferwagen ›Seafood Murmansk‹ losfuhr, folgte ihm jeweils ein ziviler Fahnder, im Golf oder im Renault, auch ein privater Ford und sogar ein Audi kamen dran.

Zwei Tage und Nächte lang stellte sich das Unternehmen Fischladen als völlig unergiebig dar. Die lieferten Dosen und lose Muscheln in Eis an Restaurants und Geschäfte aus. Wedel war nahe daran, zu resignieren. Saparonsky legte sich zu Hause die Tarot-Karten und hatte daraufhin weiter ›ein gutes Feeling‹.

Dann, am dritten Tag, gab es den Durchbruch: Der eine Lieferwagen kurvte aus der Stadt hinaus und bog schließlich in die imposante Einfahrt zu einer Villa ein. Das Tor öffnete und schloß sich

automatisch.

Der junge Beamte meldete Wedel die Entdeckung über Funk. Er hatte ein bißchen spioniert:

»Natürlich hätte hier eine Party stattfinden können mit Köstlichkeiten von ›Seafood Murmansk‹ auf dem kalten Buffet. Aber der Lieferwagen ist hiergeblieben, steht neben der Villa, fünfzehn Meter von einem kleinen See entfernt. Direkt vor der Villa parkt ein Sportwagen, nichts Besonderes, mehr sportlich als Sport. Draußen am Tor steht ›Im- und Export GmbH‹. Sieht alles reich und edel aus. Muß früher ein Freizeithelm für SED-Bonzen gewesen sein oder so. Und eben fuhr ein langer, schwarzer Mercedes vor.«

»Ein Mercedes?«

»Sag' ich doch. Soll ich weiterhin dem Lieferwagen folgen?«

»Ja. Aber erst mal will ich die genaue Adresse. Haben Sie die Karte zur Hand? Quadrat? Straße?«

Der Beamte machte präzise Angaben. Die Gegend stimmte. Da gab es diese Villen und Schlösser, die nach 1946 von der SED enteignet und für ihre Zwecke als Gästehäuser oder Hotels für die Nomenklatur genutzt worden waren. Jetzt gab es wieder neue Eigentümer. Ein weites Feld.

Der Beamte machte präzise Angaben, und Wedel brach unverzüglich auf. Mady Saporonsky nahm er mit. Schließlich oblag ihm a) ihre Ausbildung, und war es b) auch nicht übel, eine hübsche Frau in der Nähe zu haben. Selbst wenn es eine von der vorlauten Sorte war.

Auf einmal klappte es auf der ganzen Linie. Die Beamten, die mit der Verfolgung der Verdächtigen betraut waren, stellten fest, daß die Lieferwagen keineswegs nur Ware zu einschlägigen Geschäften brachten.

Jetzt, zum Monatsende, suchten ihre Fahrer vielmehr, immer zu zweit und vorwiegend im Ostteil Berlins und seiner brandenburgischen Umgebung, in den Abendstunden diverse Etablissements

auf, wobei sie nicht lieferten, sondern ganz offenbar Schutzgelder kassierten: Kneipen, Spielsalons, Eßlokale.

Aber auch am hellichten Tage betraten sie Boutiquen, Bräunungsstudios und Frisiersalons, wo sie sich weder die Haare schneiden noch den Teint auffrischen, geschweige denn ein Dreß verpassen ließen. Sie kamen vielmehr stets nach kurzer Zeit wieder heraus. Es gab also keinerlei Schwierigkeiten. Und zweimal – ein Spielsalon, ein Animierladen – war ein Angeber dabei, der aussah wie ein Filmstar.

Na also! Wedel spürte deutlich, wie er in Topform geriet. Seine Laune hob sich wie eine Rakete. Er hatte den roten Faden in der Hand. Aber Bäume wachsen nicht in den Himmel. Inzwischen gab es diesen neuen Mord.

10. Kapitel

Als Moritz Mach den Brief in den Kasten geworfen hatte, packte ihn die Angst. Er starrte wie gebannt auf den Briefschlitz und wünschte, er könne alles rückgängig machen.

Wie besinnungslos stand er da, bis eine Frauenstimme neben ihm ihn in die Wirklichkeit zurückholte.

»Darf ich mal? Oder bewachen Sie da was Bestimmtes?«

»Entschuldigung!«

Moritz trat beiseite. Jawohl, meine Dame, ich bewache hier was Bestimmtes. Etwas, das mir viel Geld einbringen soll. Er trottete davon.

Den Erpresserbrief an Richard Hornung hatte er spontan ge-

schrieben. Jetzt stand er plötzlich vor dem Problem: Wie sollte es weitergehen?

Würde Herr Hornung den Briefschreiber ignorieren? Anzeigen? Oder würde er die Annonce in die Zeitung setzen? *Harry, unser Boot ist da. Melde dich.*

Wenn Herr Hornung anbiß, mußte man es sehr klug anfangen, damit man sich nicht selber ans Messer lieferte. Es wäre nicht gut, die Summe irgendwo hinterlegen zu lassen. Dann käme die Polizei aus dem Hinterhalt, und alles wäre gelaufen.

Nein, es mußte einen persönlichen Kontakt geben. Herr Hornung durfte ihn nicht erkennen und würde ihn später nicht identifizieren können. Der sollte ihm das Geld geben und fertig. Für einen so reichen Mann waren zehntausend Mark doch gar keine Summe.

Kein weiteres Wort mehr davon. Nichts zum Kommissar, nichts zu Frau Hornung. Ehrenwort, Herr Hornung, würde Moritz sagen.

Wenn Hornung ihn nun aber doch anzeigte? Wenn sie den armen kleinen Moritz fingen? Dann ade, Hotelkarriere, Zukunft, einfach alles ade. Tante Charlotte würde sehr sauer sein. Es war ein bißchen kindisch gewesen, diesen Brief zu schreiben. Aber je mehr Moritz darüber nachdachte, desto sicherer wurde er: Herr Hornung würde den Brief einfach ignorieren. Wenn jetzt nichts weiter passierte, war es, als wäre der Brief nie geschrieben worden.

Der Gedanke beruhigte Moritz. Er versah seinen Dienst in bester Laune. Abends in seiner Wohnung fühlte er sich wieder richtig wohl. Er liebte sein kleines Heim. Und er kochte sich Spaghetti Bolognese, die er besonders gern aß.

Nachts erwachte er mit einem Ruck. Er war schweißgebadet. Wie heller Rauch stand ihm ein Spruch vor Augen: Wer wagt, gewinnt.

Warum nicht? Warum sollt er es nicht tun? Warum nicht die Chance wahrnehmen, die er schon vorbereitet hatte? Taten das nicht alle Erwachsenen, die er kannte?

Am nächsten Morgen wollte er davon nichts mehr wissen. Heiß, kalt, heiß, kalt. Wechselbad der Gefühle. Es war ein Sonntag, aber Sonntage waren für Hotelpersonal keine arbeitsfreien Tage. Moritz hatte jedoch erst gegen Abend Dienst. Er zog eilig den Jogginganzug über und rannte hinunter zum Zeitungskiosk, wo er die Morgenpost kaufte.

Er lief sofort zurück. Schon im Hausflur versuchte er in der dicken Zeitung den Anzeigenteil zu finden, aber er war zu aufgereggt. Mehrere Seiten fielen zu Boden. Er raffte alles kraus zusammen und schloß seine Wohnung auf. Im Zimmer dann kam der Schock. Da stand es!

Harry, unser Boot ist da. Melde dich.

Moritz verließ die Wohnung wieder und steuerte eine Telefonzelle an. Aber *er konnte es nicht!* Er lief einfach weiter, wie häufig am Morgen. Tante Charlotte war mit irgendeinem Kerl von der Telekom in Dresden und würde erst morgen zurück sein. Moritz ging ins Kino und sah sich in der Filmbühne Wien nacheinander zwei Filme an. Der Tag wurde lang, und er war ganz erleichtert, als sein Dienst begann.

Am nächsten Morgen aber rief er von einer Telefonzelle aus bei Hornung an. Er hatte die Nummer bei sich gehabt und empfand das als merkwürdigen Anstoß zum Handeln. Es ist ein Versuchsballon, sagte er sich. Immer noch ganz unverbindlich.

Eine Frauenstimme meldete: »Hier bei Hornung.«

»Ich möchte bitte Herrn Hornung sprechen.«

Erst furchtbares Herzklopfen, dann plötzlich beinahe heitere Gelassenheit.

»Herr Hornung ist nicht im Haus. Kann ich etwas ausrichten? Wer spricht, bitte?«

»Hier Schulze-Krohn. Es ist wegen der Versicherung. Ich würde schon gern persönlich mit ihm sprechen.«

»Dann rufen Sie bitte im Büro an. Sie haben wohl die Nummer?«

»Natürlich. Danke.«

Der Damm war gebrochen. Klar, man rief so einen Mann im Büro an. Wie hieß die Firma noch? Hornung hieß sie nicht. Jetzt fiel ihm der Name nicht ein. An solchen lächerlichen Kleinigkeiten konnten also große Vorhaben scheitern.

Irgend etwas mit Sche ... Scheerer ... nein ... Schee ... nein. Es fiel ihm nicht ein. Er überlegte, ob er zu Hause anrufen und die Firma auf irgendeine Weise ins Gespräch bringen könnte. Aber das war unmöglich. Es würde selbst seiner Mutter auffallen.

Dann, mitten in der Nacht, wachte er mit einem Ruck auf. Seyboldt! Jawohl, Seyboldt. So hatte der erste Chef geheißen, und der Herr Hornung hatte die Tochter geheiratet. Von wegen See ... Blödsinn, Seyboldt war richtig.

Am nächsten Morgen vor dem Dienstbeginn war Moritz schon im Postamt und suchte im Kieler Telefonbuch die Telefonnummer der Geschäftsadresse heraus. Ein Kinderspiel.

Und gegen elf Uhr, als er vom Hotel aus geschickt wurde, für eine amerikanische Revuetante eine Wimpernzange zu besorgen – er hatte noch nie vorher von der Existenz eines solchen Instrumentes gehört, erfuhr aber in der eleganten Drogerie, daß man damit in die Wimpern einen eleganten Knick nach oben machte –, nahm er die Gelegenheit wahr, eine Telefonzelle aufzusuchen. Sie war nicht kaputt. Daß sie funktionierte, erschien ihm als Bestätigung des Schicksals: Tu es!

Er wählte und preßte ein Papiertaschentuch vor den Mund. Zum Glück hatte er seine Telefonkarte. Kleingeld reichte nie bei Gesprächen nach auswärts. Außerdem litt die Konzentration, wenn ständig neue Münzen nachgelegt werden mußten.

Eine Frauenstimme meldete sich. Beinahe hätte Moritz wieder aufgelegt. Aber dann nahm das Schicksal seinen Lauf. Er brachte wieder die Geschichte von der Versicherung vor.

Die Frau fragte: »Welche Versicherung? Herr Hornung ist sehr

beschäftigt.«

»Helvetia Transportversicherungen. Mein Name ist Müller-Krohn.«

Den Namen der Versicherung hatte er aus dem Branchentelefonbuch herausgesucht.

»Können wir Sie zurückrufen?«

»Ich mache anschließend Kundenbesuche. Es wäre mir schon sehr angenehm, wenn ich Herrn Hornung kurz persönlich sprechen könnte. Ich rufe aus Berlin an.«

»Einen Moment bitte. Ich erkundige mich.«

»Hornung.«

Moritz zuckte zusammen. Aber er nahm allen Mut zusammen.

»Haben Sie meinen Brief bekommen?«

»Welchen Brief? Ich kriege viele Briefe.«

»Grandhotel. Wollen Sie ... oder soll ich ...«

Das hatte er sich vorher ausgedacht. Es klang sehr professionell, fand er.

»Lassen Sie hören.«

»Kennen Sie das Museumsdorf in Kiel? Den Kransee? Da am südlichen Ufer gehen Sie entlang. Mittwoch dieser Woche. Punkt zweiundzwanzig Uhr. Ich werde da sein. Kleine Scheine. Ich meine es ernst. Keine Polizei. Das würde sich rächen.«

»Na schön.«

Er hängte ein. Das Herz eine Dampftramme.

Kaum anzunehmen, daß ein Mann wie Hornung sich auf so etwas einließ. Andererseits kam er sonst bestimmt in Teufels Küche. Moritz würde auch kein allzugroßes Risiko eingehen. Er konnte sich in den dichten Büschen am Ufer wunderbar verstecken. Selbst wenn Hornung zur Polizei ging und die Bullen mit Hunden rumstöbern würden, konnten sie Moritz gar nichts nachweisen. Seine Eltern wohnten in der Nähe. Er würde ein Fahrrad mithaben und behaupten, er radele halt abends gern noch einmal um den See.

Als er ein Junge gewesen war, hatte er sich hier wirklich oft aufge-

halten. Im Sommer ankerten Boote im Schilf. Abends hörte man die glücklichen Menschen auf den Booten lachen. Musik wehte über das Wasser, Gelächter, Gesang. Sein Herz hatte sich sehnüchtig verkrampft. Nun sollte hier sein Einstieg in ein besseres Leben beginnen.

Er wollte das Geld nehmen. Hornung würde ihn nicht erkennen, dafür mußte er noch sorgen. Rein ins Gebüsch. Weg. Mit dem Fahrrad später in die Heuhütte am Nordufer. Abschminken, umziehen. Nach Hause zu den Eltern radeln. Zwei Tage hatte er frei durch den Schichtdienst und den Tausch mit einem Kollegen. Es war nicht das erstemal, daß er kurz nach Hause fuhr. Es gab immer kleine Geschenke. Und er brauchte auch die Liebe seiner Familie. Tante Charlotte war für diese Art von Liebe nicht disponiert.

Zuerst wollte er den Führerschein machen. Dann im Urlaub durch Südfrankreich nach Spanien trampeln. Da konnte er schon unauffällig Geld eintauschen. Dann würde er ein kleines, unauffälliges Auto kaufen. Die gab es schon gebraucht für zehntausend Mark. Ja, das war sein Traum. Alle Leute hatten Autos.

Es war vielleicht riskant, was er nun vorhatte. Wer wagt, gewinnt, sagte sein Vater. Und ein Lehrer hatte immer gesagt: Wille versetzt Berge.

Stimme verstellen. Großes Ehrenwort geben: nur dieses eine Mal. Nachsehen, ob kein Zeitungspapier in der Tasche war. Alles noch einmal durchgehen. Nix wie weg. Und wenn kein Geld drin war?

Rache! Anonyme Anzeige bei dem Kommissar. Mit dem war bestimmt nicht gut Kirschen essen. Mit dem legte man sich besser nicht an.

Ferner: Anruf bei der Gattin. Ihr lieber Mann in Berlin mit einer echten Zuckerpuppe im Bett. In einen Mord verwickelt. Na, gute Nacht!

Zwar war Moritz furchtbar aufgeregt. Doch das Leben funkelte und prickelte plötzlich. Er rief bei Tante Charlotte an.

»Ich brauche ein bißchen Hilfe, meinen Typ zu verändern für eine Nacht. Hilfst du mir? Es geht um eine Wette.«

»Zu wann?«

»Dienstag brauch' ich's.«

»Okay. Die Wette ist schon so gut wie gewonnen. Man wird dich nicht erkennen, Schatz.«

»Danke, Charlotte.«

Moritz lächelte vor sich hin. *Ich* erkenne mich jetzt schon nicht mehr, dachte er.

Richard Hornung hatte sich entschlossen, es als seine Aufgabe zu betrachten, den Erpressungsversuch unter Einsatz aller seiner Fähigkeiten scheitern zu lassen. Er sah sich als coolen, pragmatisch handelnden Geschäftsmann, der an eine Aufgabe überlegt und konsequent heranging.

Mittwochs hatte Lucie immer ihren Bridge-Abend. Diesmal war ihre Freundin Gerda als Gastgeberin dran. Er würde Lucie mit seinem Wagen hinfahren, wie er es meistens nach Möglichkeit tat, und sie nahm dann ein Taxi zurück, damit sie nach dem Spiel in angenehmer Gesellschaft noch entspannt ein paar Gläschen Wein trinken konnte.

Er würde zurückfahren und mit Lucies Wagen gen Kiel starten. Dieser Mittelklassewagen fiel – im Gegensatz zu seinem eigenen – niemandem auf. Lucie kam nie vor zwölf Uhr nach Hause. Dann würde er längst wieder zurück sein. Sie schaute nie auf den Kilometerstand, also konnte ihr auch nichts auffallen.

Er hob bei seinen beiden Banken je fünftausend Mark ab. Das tat er oft. Es war völlig unverfänglich. Eine lächerliche Summe. Die Päckchen gingen bequem in eine schwarze, lederne Aktentasche, die er früher benutzt hatte, bevor man zu Samsonites übergegangen war. Er hatte sich nie entschließen können, sie wegzuerwerfen.

Er lud seine ›Makarow‹ und verstaute sie einstweilen in einer Gürteltasche, die er vor Jahren von einem Reisebüro als kleine Aufmerksamkeit erhalten hatte.

Er würde diese unangenehme Sache souverän meistern, wie er schon schwere Pannen in seinem Betrieb gemeistert hatte, vom Sieg durch Ausdauer über den alten Seyboldt mal ganz abgesehen.

Der Mittwoch war stürmisch und kalt.

Um so besser. Zeugen konnte man bei einer solchen Geschichte nicht brauchen. Mittags sagte ihm Lucie, ihre Freundin Gerda sei erkrankt. Hans Semmler fühle sich auch nicht besonders wohl. Kurz: Die Bridgепartie fiele ins Wasser.

Nun, es war ein kleines Mißgeschick, aber kein wirkliches Drama. Richard fuhr nun seinen Wagen in die Werkstatt und erkläre dem Meister, der Motor mache so ein komisches Geräusch. Der Meister, durch beachtliche Trinkgeldgaben stets zuvorkommend emsig, horchte und prüfte vergeblich. Richard stimmte zu, den Wagen dazulassen für eine genauere Überprüfung, eventuell eine Probefahrt.

»Aber morgen brauch' ich ihn wieder, Herr Stössel!«

»Klar. Das machen wir schon. Schönen Tag noch, Herr Hornung.«

»Danke gleichfalls. Kann man immer brauchen.«

Abends erklärte er Lucie, er müsse noch einmal mit dem Architekten und dem Bauherrn – »Du weißt doch, der ›Großbauer‹ mit dem Kneipentick« – verhandeln. So etwas passierte manchmal und erregte deshalb auch keinen Verdacht. Schon der alte Seyboldt hatte oft gesagt, die wirklich guten Geschäfte würden auf privater Ebene abgeschlossen.

»Leihst du mir deinen Wagen, Schatz? Meiner ist in der Werkstatt.«

»Sei aber vorsichtig. Das kostbare Stück ist an gute Behandlung gewöhnt.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

Mühe geben. Schönen Tag noch. Allerweltssätze bekamen heute einen vertrackten Doppelsinn.

Als Lucie in ihrer ›Töpferwerkstatt‹ war – sie machte einen Keramik-Lehrgang und arbeitete auch zu Hause; gerade fertigte sie einen sehr schönen Behälter zum Verdunsten ätherischer Öle –, brachte Richard eilig die Aktentasche in die Garage und legte sie in den Kofferraum von Lucies Golf. Sie würde bestimmt nicht darin nachforschen.

Abends war es dann soweit. Er startete bereits um acht. Ein zu später Zeitpunkt hätte Verdacht erregen können. So fuhr er noch etwas umher, hielt auf Parkplätzen an und fuhr gerade rechtzeitig in Kiel-Ramsee ein, parkte dort, wo auch die anderen Autos parkten, das fiel am wenigsten auf. Und ein kleiner Anmarsch konnte nicht schaden. Eine ausreichende Entfernung vom Ort des Geschehens würde nur gut sein.

»Packen wir's an!« sagte er laut, als er ausstieg. Er nahm die Aktentasche aus dem Kofferraum und fühlte nach der Waffe in der Tasche, die er unter dem beigen Lumberjack aus weichem Nappa umgeschnallt hatte. Den leichten Mantel ließ er offen.

In dieser Gegend war es abends ruhig. Er traf keinen Menschen. Aber es wäre auch nicht schlimm gewesen. Schließlich sah er zwar gut aus, aber nicht auffällig. So wie er waren hier viele Männer gekleidet.

Richard marschierte zügig in Richtung Kransee und verlangsamte das Tempo, als er den Uferweg erreicht hatte. Zweiundzwanzig Uhr, er war pünktlich. Hoffentlich war der Erpresser es auch.

Er durfte jetzt keinen Fehler machen. Sein Herz schlug gleichmäßig. Er war angespannt, aber nicht nervös. Kraftvoll und gesammelt wie vor einer großen geschäftlichen Transaktion.

Er hatte seine dünnen Lederhandschuhe angezogen und hielt die Tasche mit der Linken vor den Bauch gepreßt. In der Rechten hatte er die 9-Millimeter-Pistole. Entsichert und einsatzbereit.

Natürlich wußte jedes Kind, daß man einem Erpresser niemals nachgeben darf. Sie kamen immer wieder. Sie bluteten ihr Opfer aus. Es war wie beim Pokerspiel, wenn man mit einem General Flash zuerst einen kleinen Einsatz machte, um den Gegner anzulocken, dann langsam erhöhte und, wenn für ihn schon viel auf dem Spiel stand, richtig zuschlug. Poker hatte Richard früher gern und erfolgreich im kleinen Kreis gespielt, um relativ geringe Summen. Er hatte Talent dafür. Später gab er es auf. Es paßte nicht zum jungen Boß, nicht zu dieser hanseatischen Familie, auch nicht zu dem Mann, der er jetzt war. Der zockte nicht die Nächte durch bei Bier und Zigaretten. Doch der Wagemut und die Kaltblütigkeit hatten ihn trotzdem nicht verlassen. Diese Pokerpartie würde Richard Hornung gewinnen. Yes. Sir!

Zehn Minuten war er gegangen, vorbei an wenigen Häusern mit einzelnen beleuchteten Fenstern. Dies waren nicht die Häuser junger Familien, die alle Räume nutzten. Hier zog sich ein Paar oder ein alter Mensch jeweils in sein Wohnzimmer oder in sein Schlafzimmer zurück. Allenfalls werkelte die Frau in der Küche, und der Mann saß schon vor dem Fernseher.

Ja, und nun? Es mochte ein einzelner Erpresser, es konnte aber auch eine ganze Horde sein. Sie könnten ihn eventuell zusammenschlagen, ihm das Geld abnehmen. Jedenfalls sahen sie dann seinen guten Willen. Er hatte das Geld dabei. Und nur deshalb, aus diesem einzigen, nicht wirklich kalkulierbaren Grunde, hatte er es besorgt und eingepackt. Er hatte nicht vor, es zu übergeben, wenn es sich vermeiden ließ.

Richard war auf der Höhe einer Bank, wie sie hier in Abständen für Spaziergänger aufgestellt waren. Es war nicht dunkel, aber doch schon mehr als dämmerig. Aus dem Gebüsch, das sich mit wenigen Unterbrechungen am Ufer hinzog, tauchte eine spillerige Figur auf. Sollte das wirklich ...? Die armselige Figur taperte näher. Mit offenbar verstellter Stimme fistelte sie:

»Hergeben. Damit ist alles erledigt. Ehrenwort.«

Ehrenwort! Ein Erpresser gab sein Ehrenwort! Nur kein Mitleid haben.

Richard senkte den Kopf und schob die Tasche ein Stückchen dem Erpresser entgegen. Der tat einen zaghaften Schritt und streckte die Hand aus. Gleichzeitig trat Richard energisch vor. Der Lauf seiner Waffe traf auf die Brust des anderen.

Dieser Knall! So laut! Der Schuß war viel lauter, als er gedacht hatte. Er hallte über den See hin. Ein Hund bellte irgendwo in der Nachbarschaft.

Richard stieß den Kerl mit der Waffe vor die Brust. Der strauchelte und sackte zusammen. Nein, doch nicht so dicht neben der Bank! Als Fundstück für den ersten, der vorbeikam.

Richard zerrte den Körper hinter einen Strauch. Es war gar nicht einfach, wenn man sich selbst dabei nicht derangieren wollte. Er war nicht sicher, ob der Kerl tot war. So entschloß er sich, das Risiko einzugehen: Er setzte die Makarow an dessen Schläfe und drückte noch einmal ab.

Mehrere Köter bellten auf den Grundstücken. Richard durchsuchte eilig die Taschen des Kerls. Er schaute ihn an. Der trug einen Oberlippenbart, schien jung zu sein. Ein Fahrrad lag ein Stück weiter im Gebüsch. Ein Irrer! Das hatte er nun davon.

»Bleib man schön hier«, murmelte Richard. Der Kerl war tot. Das überlebte niemand. Hornung steckte die Waffe zurück in seine Gürteltasche und klemmte die Tasche mit dem Geld unter den Arm wie ein kleiner Angestellter, von der Arbeit nach Hause strebend, ein Wachmann vielleicht.

Er ging den Weg zurück. Niemand schaute nach, was die Schüsse wohl bedeutet haben mochten. Das war ja typisch. Man mischte sich nicht ein. Schüsse, Alarmsirenen, Hilferufe – bloß nicht auffallen. Heiliger St. Florian, verschon mein Haus, zünd and're an!

Er traf keine Menschenseele. Später fuhr ein Auto an ihm vorbei,

und er trat vorsichtshalber hinter einen Baum, obwohl diese Gegend schon wieder ganz unverfänglich war. Man wußte nie.

Unbemerkt, soweit er das beurteilen konnte, erreichte er den Wagen. Mühelos schloß er auf, öffnete die Tür, stieg ein und ließ sich auf den Fahrersitz fallen. Er wollte den Zündschlüssel einstecken. Es war nicht möglich. Seine Hände zitterten.

Er zitterte am ganzen Körper. Sein Kopf sank auf das Lenkrad. Ihm wurde schwarz vor Augen. Er hatte einen Menschen getötet.

Er hatte gemordet. In Notwehr sozusagen. Aber war es das wert? Ja, es war richtig. Er oder ich. Er hat angefangen.

Er nahm sich zusammen. Das fiel doch auf, was er hier tat. Haltung! Er drehte den Startschlüssel. Der Motor sprang an. Jawohl, es ging. Tief atmen, keinen Fehler machen. Du mußt damit fertig werden. Er oder ich. Wie ein Refrain gingen diese Sätze immer wieder durch Richards Kopf, während er Lucies Wagen sorgsam und bedacht nach Hause lenkte. Du mußt damit fertig werden. Er oder ich.

Lucie sah sich gerade im Fernsehen eine Sendung über die Gefährdung von Nashörnern und Elefanten in freier Wildbahn an. Er trat zu ihr, und sie hielt ihm die Stirn hin zu einem flüchtigen Kuß.

Er ging ins Bad und wusch sich ohne besonders heftige Emotionen die Hände, dann begab er sich wieder nach unten und goß sich einen großen Whisky ein. Mit dem Glas in der Hand setzte er sich zu seiner Frau. Das eiskalte Glas kühlte seine Rechte angenehm. Er schaute auf seine Hand und stellte fest, daß sie nicht zitterte.

»Ist deine Keramik was geworden?«

»Heut' war ich gut.« Sie lächelte ihn an.

»Ich war auch gut.«

»Du bist immer gut, Lieber.«

»Aber manchmal eben noch besser.«

»Etwas Besonderes? Das ich wissen sollte?«

»Ach wo. Es war ein Scherz. Guck mal, da. Die armen Tiere.«

»Wahrhaftig. Es gibt grausame Menschen. Unvorstellbar, daß Menschen so etwas tun können. Gut, daß du nicht auf die Jagd gehst, Richard.«

11. Kapitel

Die Leiche am Kransee in Kiel wurde am nächsten Morgen entdeckt. Der Mann war in dieser spärlich bewohnten Gegend direkt neben einer der Uferbänke erschossen und danach in das Gebüsch gezerrt worden. Je ein Schuß in Kopf und Bauch.

Ein Irish Setter, den Frauchen, wie jeden Morgen, hier zu seiner ›Morgentoilette‹ führte, wie sie es zu nennen pflegte, fand den Toten. Der Hund fiepte. Sie hörte sein eifriges Kratzen. Jetzt denkt er wieder, er könnte Kaninchen jagen, dachte sie. Aber als er auch auf ihr Rufen hin nicht wieder zum Vorschein kam, schaute sie selber in das Gebüsch hinein. Da lag die Gestalt. Sie wußte sofort, daß es ein Toter war, und daß man ihn ermordet hatte.

Sie rannte nach Hause, suchte die Telefonnummer der Polizei heraus, die sie sich immer merken wollte und dann doch vergaß, und war noch ziemlich atemlos, als sie ihre Entdeckung meldete.

Sie waren schnell da, viel schneller, als man als Bürger meist argwöhnte. Der Tote hatte leere Taschen, wahrscheinlich waren sie vom Täter ausgeräumt worden. Ein Raubmord war es wohl nicht. Der junge Mann sah weder nach Reichtum noch wie das Mitglied einer Gang aus. Allerdings erlebte man auch da Überraschungen in einer Zeit, da liebe Jungs sich wie Penner ausstaffierten und Gangsterbosse sich den Dokortitel kauften.

Kommissar Klinke fühlte sich unbehaglich. Er war nervös. In Kiel passierten nicht jeden Tag Morde. Keiner kannte dieses Opfer. Es gab zu denken, daß der Tote geschminkt war und einen Oberlippenbart angeklebt hatte. Vielleicht gehörte der Junge doch einer illegalen Gruppe an. Man wußte nie und steckte schließlich nicht drin.

In Berlin meldete das Grandhotel der Polizei, der Page Moritz Mach sei nach einem Kurzurlaub nicht wieder zum Dienst erschienen, das sei ungewöhnlich, er sei an sich ein sehr zuverlässiger junger Mann.

Einer der Polizeibeamten dachte bei dem Wort ›Grandhotel‹ automatisch an den Mord dort, der einigen Staub in der Presse aufgewirbelt hatte. Er wollte sich nicht blamieren, aber dann rang er sich doch durch und verständigte die Mordkommission vom rätselhaften Verschwinden eines Pagen im Grandhotel.

Bernd Wedel hatte seine neue Spur. Die Sache kam ins Rollen. Moritz Mach stammte aus Rendsburg. Und aus Kiel wurde ein Mord gemeldet, das Opfer sei ein sehr junger Mann. Beim Durchsuchen der gesamten Umgebung waren in einer Heuhütte am Nordufer des Kranseses Schminksachen, Kleidungsstücke und eine Fahrkarte nach Berlin gefunden worden, wahrscheinlich von dem jungen Mann dort deponiert, den man ermordet aufgefunden hatte.

Der Ermordete sei geschminkt gewesen, vielleicht irgendwie etwas mit Sado/Maso, das komme jetzt ja immer mehr in Mode, die wollten sich sogar öffentlich outen und anerkennen lassen. Da könne schon mal ein tödlicher Unfall passieren.

Andererseits war hier einwandfrei zweimal geschossen worden. Das paßte wieder gar nicht. Vielleicht eine Strafaktion für Verrat und Untreue?

Die Mordwaffe war nicht gefunden worden.

»Nach den Einschüssen zu urteilen, 'n herbes Kaliber, was Professionelles«, teilte Klinke seinem Berliner Kollegen Wedel telefonisch

mit.

Die unangenehme Aufgabe, die Eltern des Toten zu verständigen und ihn identifizieren zu lassen, fiel Klinke zu. Besonders heikel daran war, daß zur unvermeidlichen seelischen Roheit, die das stets mit sich brachte, in diesem Falle noch die Tatsache kam, daß es keine Sicherheit gab: War der Tote wirklich Moritz Mach – oder ein anderer Bursche?

Ja, er war es! Hatte seinen Eltern einen kurzen Besuch abgestattet und sein Fahrrad abgeholt. Er brauche es in Berlin. Vater und Sohn hatten Streit gehabt. Der Junge war ohne ein Abschiedswort aufgebrochen. Er konnte sehr eigensinnig sein.

Streit warum? Nichts Besonderes. Ermahnungen des Vaters zu Sparsamkeit. Sohn aufmüpfig und von oben herab. Nun war Mach, dieser ordentliche, angesehen Bürger, starr vor Verzweiflung. Und die Mutter schien sich aufzulösen in Schmerz und Tränen.

Wedel fuhr persönlich zur Berliner Wohnung von Moritz Mach. Mady Saporonsky nahm er mit. Der Hausmeister schloß die Tür auf. Alles sah sehr gepflegt und ordentlich aus, beinahe zu hübsch für eine Männerwohnung, fand Wedel. Aber was für eine Rolle spielte das jetzt noch?

Es mußte einen Zusammenhang geben zwischen dem Mord im Grandhotel und diesem Mord. Das Gefühl, etwas stimme nicht mit dem pffiffigen Burschen, er verheimliche etwas, wisse mehr als er sagte, hatte Bernd Wedel sicher nicht getrogen.

Wedel, Mady und ein weiterer Beamter begannen zu suchen nach einem Etwas. Einem Hinweis, einer Erleuchtung bestenfalls. Es war Mady, die zwischen den Discs herumsuchte, wahrscheinlich eigentlich aus persönlichem Interesse, argwöhnte Wedel. Diese jungen Leute interessieren sich für so was wie Rap und Pop, grauenhaft.

Aber dann machte sie den Fund: es war ein Zettel mit einer Zahl, einfach zwischen einen Stapel Discs geschoben. Und da wettete dieses Schmuckstück der Kripo doch glatt sämtliche Locken: eine

Telefonnummer! Na, klar, wenn's nicht stimmte, ließ sie sich eine Glatze scheren.

»Vielleicht ja. Eine Freundin. Ein Freund. Die Eltern. Bloß keine überstürzte Euphorie«, warnte Wedel.

Aber es war der Fund des Jahrhunderts. Die Privatnummer eines gewissen Richard Hornung in Rendsburg. Der Mann lebte dort als achtbarer Bürger und erfolgreicher Unternehmer. Der Blitz schlug ein.

Es hatte einen anonymen Hinweis auf Richard Hornung gegeben, nachdem das Phantombild ausgestrahlt worden war. Aber es gab viele blödsinnige Tips bei solchen Aktionen, manche aus Wichtigtuerei, einige aus Rache für irgendeine Kränkung. Sie hatten jedenfalls diesen Hinweis auf einen seriösen Geschäftsmann in Rendsburg nicht ernst genommen.

Aber jetzt! Wedel rief die Nummer an. Frau Hornung war am Apparat. Die Gattin. Ihr Mann sei im Büro, sagte sie. Ob sie helfen könne?

Wedel erklärte vorsichtig, es handle sich um die Suche nach Zeugen in einem Fall, in dem man nicht recht weiterkomme. Nur zu Informationszwecken. Sei Herr Hornung um den sechsten September herum in Berlin gewesen und habe im Grandhotel übernachtet?

Sie überlegte und sagte, ihr Mann sei möglicherweise in Berlin gewesen. Mit Sicherheit habe er in diesem Falle aber nicht im Grandhotel übernachtet, sondern im Kempinski, wo er in Berlin immer wohne.

»Aber fragen sie ihn besser selber noch. Ich gebe Ihnen die Nummer des Betriebes. Haben Sie etwas zum Schreiben?«

Wedel bedankte sich.

»Die Auskunft genügt aber höchstwahrscheinlich schon. Vielen Dank nochmals!«

Es war ja wirklich kaum zu glauben, daß hier ein Zusammenhang

bestand. Da hatten Jagdeifer und Hoffnung ihm wieder einen Streich gespielt. Oder nicht? Das merkwürdige Gefühl blieb. Darauf konnte er sich eigentlich meistens verlassen.

Lucie war beunruhigt. Sie rief sofort Richard im Büro an.

»Ein Kriminalkommissar aus Berlin hat angerufen. Wollte wissen, ob du um den sechsten September herum im Grandhotel übernachtet hättest. Ich habe gesagt, wenn überhaupt in dieser Zeit, dann im Kempfi. Richtig?«

»Richtig, Lucie. Hat er gesagt, warum er das wissen wollte?«

»Irgendein Fall. Sie suchen Zeugen, sagte er.«

»Na schön. Wie geht's dir heute? Was macht die Schulter?«

»Besser. Tut kaum noch weh. Das Mittel ist doch gar nicht so übel. Sag mal, Richard, im Grandhotel – ist da nicht vor kurzer Zeit dieser Mord passiert?«

»Ach ja. Mir ist beinahe so. Aber damit kann der Anruf ja wohl kaum zusammenhängen.«

»Also, tschüs, Lieber. Sei fleißig.«

»Tschüs, meine Lucie.«

Sie legten auf. Seine Hände zitterten. Es war der blanke Schock. Nur gut, daß er die Nachricht am Telefon gehört hatte. Er war bestimmt leichenblaß. Lucie hätte ihm den Schrecken und das schlechte Gewissen an der Nasenspitze angesehen.

Sie hatten ihn! Nein, sie hatten ihn nicht. Aber er wurde verdächtigt, und das war der Anfang vom Ende. Wie waren sie auf ihn gekommen? Wie nur? Hatte dieser Erpresser vielleicht doch gesungen? Es war, wie er in der Zeitung gelesen hatte, ein blöder, kleiner Bengel aus Rendsburg gewesen. Keine weiteren Informationen. Aber Richard vermutete, daß dieser Moritz Mach etwas mit dem Grandhotel zu tun gehabt haben mußte.

Der Tod des jungen Bengels hatte in Kiel viel Staub aufgewirbelt. Aber Richard fühlte sich kaum betroffen. Er wunderte sich selber darüber. Es war, als hätte er eine Spinne zertreten. Keine Reue.

Gerechte Strafe für einen, der einen unbescholtenen Mann ruinieren wollte. Für ein paar Silberlinge. Pfui Teufel. Ein Mann sieht rot, das war so ein Film gewesen, der die Selbstjustiz guthieß. So empfand manch braver Mann. Gesindel mußte ausgerottet werden. Der Staat schützte einen nicht mehr. Und ein zerrüttetes Privatleben war ebenfalls nicht hinzunehmen.

Weshalb wollten sie wissen, ob er im Grandhotel gewohnt hatte? Sie wußten höchstwahrscheinlich bereits, daß er nicht im Kempinski gewohnt hatte am sechsten September. So etwas war leicht festzustellen. Auch in Hotels standen schließlich Computer. Aber stellten sie die Verbindung zu dem Tod von diesem Moritz Mach her? Oder suchten sie wirklich nur Zeugen für den Mord in Berlin?

Auf jeden Fall war dies für Richard Hornung eine Situation am Abgrund. Denn er konnte kein Alibi beibringen. Weder für die Zeit in Berlin. Noch, o Gott, für die Zeit, als der Mord an Mach geschehen war. Es sei denn, Lucie spielte mit. Doch das würde sie nicht tun. Nicht wenn sie erfuhr, weshalb er im Grandhotel gewohnt hatte.

Sie würde sich alles zusammenreimen. Daß er nicht im Kempinski übernachtet hatte, ließ sich nicht verheimlichen. Und daß ihn sein verändertes Aussehen mit Bart und Haartönung bei einer Gegenüberstellung mit dem Personal im Grandhotel vor dem Erkenntwerden schützen würde, war ein geradezu lächerlicher Gedanke.

Darauf kam es nun auch gar nicht mehr an. Das ließ sich nicht leugnen. Niemand wurde wegen eines Seitensprunges verurteilt. Als der Mord an dem Russen dort passierte, war er wirklich und nachweislich zu Hause gewesen. Also, da lag eine andere Gefahr. Genau die, welche er durch die Ausschaltung von diesem Moritz Mach hatte beseitigen wollen.

Lucie würde ihm nie verzeihen. Und sie würde ihn ruinieren. Die Firma gehörte ihr. Eine Scheidung bedeutete zugleich seinen

beruflichen Ruin. Keiner würde von ihm mehr ein Stück Brot nehmen. Auch die Sitze im Beirat und im Aufsichtsrat würde man ihm nehmen. Und Angela? Ach, Kinder konnten einem nicht helfen.

Die Kriptotypen würden eine Verbindung zu dem Mord an Moritz Mach konstruieren, darauf konnte er Gift nehmen. Also: das nackte Leben retten. Farbe bekennen. Kopf und Kragen zu retten versuchen.

Er trank einen großen Whisky und fuhr mit dem BMW nach Hause. Alkohol am Steuer mied er sonst tunlichst. Doch darauf kam es nun auch nicht mehr an.

Lucie wunderte sich.

»Nanu, du kommst schon? Ist was? Zum Essen ist es noch zu früh. Die Brants sind gar nicht da. Anton kauft irgendwas für den Garten. Sie ist auf dem Markt.«

»Und Gina?« fragte er automatisch.

»Gina macht eine Ausbildung als Kunsttischlerin und hat uns verlassen. Vorgestern. Weißt du doch?«

»Ja, richtig. Hatte ich ganz vergessen.«

»Du siehst schlecht aus. Hast du etwas? Bist du krank?«

»Ich muß dir etwas sagen. Gehen wir in die Bibliothek?«

»Nanu? So feierlich? Bist du vielleicht schwanger, Lieber?«

Manchmal hatte Lucie einen überraschend geschmacklosen Humor. Er lächelte traurig.

»Es ist leider ziemlich ernst.«

Sie gingen schweigend in die Bibliothek und setzten sich in die Ledersessel – herrlich weiches schwarzes Leder, wie stolz war Richard gewesen, als er diese Garnitur gekauft hatte.

Lucie schaute ihn an und senkte dann den Blick.

»Du warst im Grandhotel, stimmt's?«

»Ja.«

»Und du warst der Mann auf dem Phantombild, der zu dieser unbekanntenen Frau gehörte. Du warst auf Abwegen da, wie man so

schön sagt. Sonst hättest du mir nichts vom Kempfi vorgelesen.«

»Ja.«

»Also? Ich höre.«

»Du redest wie eine Kriminaltante, Lucie! Ich bin dein Ehemann!«

»Ja, aber was für einer? Das frage ich mich in diesem Augenblick. Bald werden ganz andere Tanten und Onkel von der Kripo mit dir reden. O mein Gott.«

»Es war ein kleines Abenteuer, Lucie. Eine Nacht. Nenn es meinetwegen dritter Frühling. Nichts Ernstes. Ich wollte es eigentlich gar nicht. Aber sie war so willig ...«

»Der Ermordete hat schuld, nicht?«

Warum sagte sie das jetzt? Nein, es war nur eine Redewendung. Lucie war eifersüchtig. Weiter dachte sie nicht.

Sie sagte: »Was die wissen wollen, hängt natürlich mit dem Mord im Hotel zusammen. Warst du dabei?«

»Nein. Ich war hier am sechsten. Bei dir. Das weißt du doch, Lucie. Das Mädchen ist verschwunden, haben sie gemeldet. Vielleicht auch ermordet. Ich war das auf dem Phantombild. Angela hatte recht. Und das Mädchen hieß Britta. Jung. Nichts weiter. Ich wage nicht, dich um Verzeihung zu bitten.«

»Deshalb trägst du plötzlich einen Bart? Du wolltest nicht erkannt werden!«

»Richtig.«

»Wer ... war das Mädchen?«

Lucie schlug die Hände vors Gesicht.

Er hätte sie gern in die Arme genommen. Er wußte, daß sie unfähig war, zu unterscheiden zwischen inniger Liebe und wilder Leidenschaft. Für sie gab es nur eindeutige Gefühle: Freundschaft. Liebe. Haß. Sie würde ihn hassen. Keine Gnade.

»Ich weiß nicht viel von ihr. Sie hieß Britta. Ich habe sie vor Jahren bei einer Messe kennengelernt. Oberflächlich. Sie gefiel mir.

Wir hatten aber nichts miteinander«, log er. »Zufällig traf ich sie jetzt auf dem Flughafen in Berlin wieder. Wir erkannten uns gleich. Sie lebt in New York. Du wirst es nicht glauben, aber es war verrückt. Ich kann nicht eigentlich erklären, wie es passierte. Es war wie in Trance.«

Und das stimmte ja. Lieber Himmel, und wie das stimmte!

»Ich verstehe es nicht, Sie könnten Aids haben.«

»Daß du jetzt an Aids denkst...«

»Ich denke an alles mögliche. Du ... du hast alles kaputtgemacht.«

Richard überlegte, ob er etwas von Moritz Mach und der Erpressung erzählen sollte. Ein Aufwasch sozusagen. Aber er ließ es. Noch war da doch gar kein Zusammenhang hergestellt worden. Wahrscheinlich blieb es dabei.

Lucie sah keinesfalls aus, als würde sie gleich zusammenbrechen. Sie saß wieder aufrecht da, das rechte Bein über das linke geschlagen, die Hände auf die Sessellehnen gelegt. Untadelig. Sie legte eben Wert auf Haltung. Eine eisige Aura umgab sie jetzt. Er kannte sie. Tödlich gekränkt war sie. Fragte auch nicht nach Einzelheiten.

Nun erhob sie sich. Oh, sie wollte ihm keine Schwäche zeigen. Keinen Kummer. Keine Tränen.

»Das hättest du mir nicht antun dürfen«, sagte sie und marschierte mit kurzen, steifen Schritten zur Tür. Weißer Cashmerepulli, grauer, wadenlanger Rock. Graue Schuhe mit halbhohen Absätzen. Eine Lady.

Sie hat mich im Grunde dazu gebracht, den Jungen zu töten. Ich wußte, daß sie mir nie verzeihen würde. Jetzt hat sie es trotzdem erfahren. Meine Tat war umsonst. Moritz Machs Tod war überflüssig. Ich hätte ihn anzeigen sollen.

Eine Welle von Haß überschwemmte Richard. Haß auf Lucie. Er wunderte sich selber, welche Leidenschaften in ihm schlummerten. Stets hatte er sich für einen besonnenen, eher kühlen Typ gehalten. Und jetzt überrollten ihn die Leidenschaften.

»Lucie, bitte, laß dir doch erklären ...«

Sie reagierte nicht. Verließ das Zimmer. Erbarmungslos. Sicher würde sie sich gleich mit Dr. Paels, Papas Lieblingsanwalt, beraten. Sie vergab nicht. Und wenn sie die ganze schreckliche Wahrheit erfuhr, dann erst recht nicht.

Der Ofen ist aus, dachte er, und plötzlich überkam ihn heiße Sehnsucht nach Britta. Nach ihrem jungen, geschmeidigen Körper, ihrem sorglosen Lachen. Nach ihren Zärtlichkeiten.

Bribri und Ricki.

Er war sehr glücklich gewesen und mußte nun sehr teuer dafür bezahlen.

Aus Kiel war noch niemand von der Polizei bei Richard in Erscheinung getreten. Das empfand er als gutes Zeichen. Aber daß der Berliner Kommissar, der sich bei Lucie erkundigt hatte, sich bei ihm überhaupt nicht meldete, das beunruhigte ihn eher.

Wedel hatte jedoch beschlossen, daß man solche heiklen Befragungen am besten persönlich vornahm. Daß da irgendein Zusammenhang existierte zwischen Grandhotel, einem Gast und einem Pagen dort, die beide in Rendsburg zu Hause waren, wobei der Gast auch noch im Mordzimmer gewohnt hatte, mit einer fremden Biene, das war ja wohl sonnenklar. Aber welchen Zusammenhang gab es? Man mußte bedächtig und zielstrebig vorgehen. Mady hatte sich inzwischen in ›Seafood Murmansk‹ verbissen, und sie hatte genug Belastendes zusammengebracht, um einen Durchsuchungsbeehl für die feudale Villa zu bewirken.

Wedel nahm drei Mann mit.

Und Mady natürlich. Mady, die Unvermeidliche. Die sehr Attraktive. Es war nicht zu leugnen, daß da die Hormone gelegentlich etwas zu laut jubelten in ihrer Nähe. Brachte nichts ein. Monica verdiente es nicht. Aber immerhin, na, also es kommt nicht in Frage, alter Junge!

12. Kapitel

Britta fuhr aus unruhigem Schlaf hoch. Ihr Gesicht war naß von Tränen. Die Ketten hatten sich schmerzhaft in ihre Haut gedrückt. Sie setzte sich auf. Nur nicht nachdenken. Ganz leer sein. Sie war steif vor Angst. Eine kalte Eisenstange schien in ihrem Rücken zu stecken.

Was würden sie mit ihr machen? Ein Menschenleben galt ihnen nichts. Niemals würden sie eine Zeugin freilassen, eine Frau, die viel zu viel wußte.

Nicht nachdenken, nicht nachdenken.

Sie werden mich töten. Ja, das werden sie tun, doch warum haben sie es nicht gleich getan? Ein Schuß im Park, der hätte doch gar kein Aufsehen erregt.

Im Grunde weiß ich es. Sie werden mich quälen. Dieser Onkel Kolja ist ein Sadist. Die anderen machen eben einen Film, der sich gut verkaufen läßt. Es soll Liebhaber geben, die Fantasiesummen zahlen, bei einen echten und genußvoll zelebrierten Mord zuschauen zu können.

Was kann ich tun?

Das beste wäre in meiner Situation, aus dem Fenster zu springen. Aber das geht nicht. Ich bin gefesselt. Und ich würde sowieso nicht den Mut dazu haben. Solange noch ein Körnchen Hoffnung besteht, hoffe ich. Und wenn es umsonst war zu hoffen, werde ich vielleicht rechtzeitig ohnmächtig und muß nicht übermäßig leiden.

Denk nicht nach, Britta! Hör auf deinen Körper! Mach nicht das Bett voll!

Sie raffte sich auf, kletterte mit zitternden Knien hinaus und benutzte den Nachttopf.

Sie kamen!

Juri kam und machte sie los und führte sie den bekannten Weg in Onkel Koljas Schlaf- und Quälzimmer. Die Kamera war schon aufgebaut. Tatjana war nicht da, aber Vlado, frisch und nach herbem Männerparfüm duftend, kam ihr federnd entgegen. Er lächelte sein wundervolles Engelslächeln. Niemand hätte dahinter die Grausamkeit vermuten können, zu der er fähig war.

Er führte sie, gemeinsam mit Juri, zu dem Sessel, den sie kannte. Jede Regung außer der Angst schien aus Britta zu entweichen.

Tatjana war nicht da. Vielleicht kam sie noch? Die Tür öffnete sich, und Onkel Kolja schlurfte herein in seinem weißen Bademantel.

Die ist das Ende, wußte Britta. Sie wollte beten, aber auch das war nicht mehr möglich. Ein fremder Mann betrat den Raum, ein Durchschnittstyp, weder alt noch jung, weder groß noch klein, weder hübsch noch häßlich.

Er stellte sich hinter die Kamera. Britta erkannte, daß es der andere Mann war, der neben Juri hier seine Aufgaben erfüllte. Juri legte ihr eine Manschette um den Hals. Keine Maske. Ihr Gesicht blieb frei diesmal. Aber an der Manschette war eine Kette befestigt. Vlado ruckte probeweise daran und dirigierte ihren Hals und ihren Kopf schmerzhaft erst nach links, dann nach rechts.

Juri übernahm die Kette, während Britta fest an den Sessel gefesselt wurde, genauso wie das letztmal.

Das letzte Mal!

Dies würde das letzte Mal sein.

Während Onkel Kolja sich auf einem Stuhl niedergelassen hatte und die Dogge sich zu seinen Füßen ausstreckte – ein Bild wie aus einem Prospekt für schöneres Wohnen –, trat Vlado zwischen die Kamera und das Objekt Britta und deutete mit den Händen eine ›Klappe‹ an. »Exit eins, die erste«, rief er. Und in diesem Augenblick begann Britta zu schreien.

Sie brüllte schrill und so laut, als wollte sie ihre Lunge ausspeien. Sie brüllte, daß ihr die Augen aus dem Kopf quollen und die Adern am Hals und an den Schläfen zu platzen drohten.

Dann steckten sie ihr einen Knebel in den Mund. Ein Tuch schien es zu sein. Sie erstickte fast, weil sie durch die Nase zuerst überhaupt keine Luft bekam.

Sie kniff die Augen zu. Es gab keine Rettung mehr.

Dann erfüllte plötzlich das Geheul einer Sirene den Raum, schrillte offenbar durch das ganze Haus; wahrscheinlich war alles hier mit Warnanlagen gespickt.

Sie hörte Onkel Kolja aufgeregt etwas sagen, dann fluchte Vlado. Sie öffnete die Augen. Kolja und Vlado liefen zur Tür hinaus. Juri arbeitete hastig an ihren Fesseln, warf ihr dann aber einfach die Bettdecke über.

So saß Britta da wie eine verhüllte Statue, hörte Lärm von ferne, konnte sich überhaupt nichts erklären.

Bis zwei Polizeibeamte sie fanden.

Wedel betrat keuchend den Raum. Das Treppensteigen fiel ihm in letzter Zeit verdammt schwer. Man war eben nicht mehr der Jüngste. Diese schrillen Aufregungen waren eigentlich zuviel für einen gesetzten Mann.

Mady flatterte hinter ihm her. Da hing eine junge Frau in Fesseln. Sie war ohnmächtig. Die Polizisten arbeiteten an den Ketten und an der Manschette, die sie um den Hals trug.

Mady trat hinzu. Ihr Atem ging total gleichmäßig. Und jetzt machte sie der Frau mit einer fixen Bewegung die Halsmanschette ab, nahm den Knebel aus dem Mund, bedeutete den Männern, wie die Ketten ganz leicht aufgingen. Kaltblütig. Ruhig. Ernst. Nicht ohne sich anmerken zu lassen, daß sie sich selber wieder einmal außerordentlich gut fand.

»Ins Krankenhaus mit ihr. Ein Mann zur Bewachung«, ordnete Wedel an. Er zweifelte keine Sekunde daran, daß er die Frau vom Phantombild vor sich hatte. Die aus dem Grandhotel. Wohl doch entschieden Opfer und nicht Täterin. Aber wer wußte, wie sie in den Schlamassel hineingeraten war?

Na ja, offenbar war sie eine Kurierin gewesen. Bald würde man mehr wissen. Es sah ganz so aus, als würde sie das hier überleben. Mit seelischen Schäden, natürlich. Aber wer mit dem Teufel tanzen geht, stinkt später nach Schwefel.

Einzelheiten konnte Wedel noch nicht überblicken, im Gegensatz zu Mady selbstverständlich, die ihm gerade erklärte, man habe es hier einwandfrei mit einem Stützpunkt der organisierten Kriminalität zu tun. Russen vorwiegend in diesem Falle. Der Alte, den sie gerade abtransportierte, habe einwandfrei auf Russisch protestiert.

Daß die Kleine hier einfach eine Prostituierte fürs Grobe sei, glaube sie nicht. Prostituierte würden ihrer Meinung nach – obwohl sie da Gott sei Dank keine persönlichen Erfahrungen hätte – nicht ohnmächtig dabei.

Die Frau in dem einen Schlafzimmer, die auch schon auf dem Weg zum Revier sei, müsse eine Deutsche sein. Bestimmt war der andere Kerl, der junge, der behauptete, er sei ein bekannter Kameramann bei der DEFA gewesen, ein Deutscher, der aber auch Russisch sprechen könne. Aber der andere junge Kerl sei auch was Östliches.

Wedel war wieder einmal hin- und hergerissen zwischen widerwilliger Anerkennung und dem Überdruß des alten Hasen an soviel überschäumender Klugscheißerei.

Die Beamten durchsuchten nun alles, Meter für Meter, Wand für Wand, Schrank für Schrank, das hatten sie gelernt, das klappte. Man würde etwas finden. So total ließen sich Spuren von Verbrechen nicht verwischen.

Einige Gangster würden hinter Schloß und Riegel kommen, für

einige Zeit, nicht ewig. Die Oberbosse erwischte man sowieso nie. Wenn man Idealist war – und Wedel wußte ganz tief in seinem Herzen, daß er einer war –, dann durfte man das eigentlich gar nicht machen. Kleine Erfolge, letztlich große Resignation. Deshalb waren auch die frischen Jagdhunde – und Jagdhündinnen neuerdings – so von Erfolgsstreben und Sendungsbewußtsein getragen. Die ahnten noch nichts, die rochen den Dreck noch nicht. Rührend. Beneidenswert, wenn man ehrlich war.

Mady hatte das Phantom-Mädchen in die Bettdecke gehüllt. Der Polizeibeamte wollte sie auf die Arme nehmen und zum Auto tragen. Aber die Kleine war zäh. Sie hatte die Augen offen und bedeutete dem Polizisten, sie wolle gehen. Wedel betrachtete ihr Gesicht forschend. Die Augen waren glasig. Wahrscheinlich hatten sie ihr etwas gespritzt. Die Narben an ihrem Körper waren nicht frisch. Das Leiden dauerte wohl schon die ganze Zeit über an, seit sie aus dem Hotel verschwunden war.

Er hätte sie gern befragt, ließ es dann aber. Wenn etwas dabei passierte, ein Kollaps oder Ähnliches, dann war er mal wieder schuld. Ein gefundenes Fressen für die Presse. So was kriegten die immer raus. Er winkte unwirsch in Richtung Tür.

Der Polizist und Mady stützten die Kleine, die nun laut und deutlich sagte: »Meine Sachen zum Anziehen sind in einem anderen Zimmer, auch auf diesem Flur.«

Donnerwetter, ein zähes kleines Luder.

Noch am selben Tag, gegen Mittag, konnte Wedel Näheres erfahren. Britta Schirmmacher saß im Krankenhausbett, den Rücken an ein dickes Kissen gelehnt. Sie hatte einen Schock, natürlich hatte sie den, aber sonst war alles paletti. Sie gab fließend Auskunft.

Über ihren Zimmergefährten im Grandhotel wollte sie partout nichts sagen. Als Wedel jedoch den Namen ›Richard Hornung‹ nannte, nickte sie.

»Er war aber nicht dabei, als der Mann getötet wurde.«

»Das weiß ich. Er wird nicht verdächtigt«, log Wedel, denn wahrscheinlich hatte der Herr Dreck am Stecken, und zwar in bezug auf den toten Moritz, von dem die Kleine hier ja nichts wußte.

»Wie war es denn, erzählen Sie mal in aller Ruhe.«

»Mein ... also, Richard Hornung war nicht dabei. Aber er wollte nach dem Wochenende wiederkommen. Abends pochte es plötzlich an die Tür vom Hotelzimmer. Ich machte auf, dachte, es wäre jemand vom Personal. Aber es war ein fremder Mann. Hinterher drängten sich zwei andere Männer in das Zimmer. Ich wollte mich verstecken, aber da war es schon passiert. Einer stach mit einem Messer auf den ersten Mann ein. Einer schoß, wer, weiß ich nicht genau. Einer war mager, der andere war totaler Durchschnitt.«

»Wie waren sie angezogen?«

»Ganz normal. Ich weiß nicht, ich war einfach zu aufgeregt.«

»Hatten Sie den Mann, der getötet wurde, erwartet?«

»Nein. Überhaupt nicht. Ich kannte ihn ja auch gar nicht.«

»Haben Sie ihm irgend etwas übergeben, oder wollten Sie etwas übergeben?«

»Nein. Überhaupt nicht.«

»Da lag etwas in ihrem Schrank zwischen ihren Sachen. So etwas wie ein Spielzeug.«

»Spielzeug? Nee. Ach so, ja, da lag so Knete. Die war schon da, als ich ins Zimmer einzog. Ich hab' sie mir angesehen und dann wieder reingelegt. Muß ein Kind da vergessen haben. Ich wollte sie abliefern, aber hab's dann wieder vergessen.«

»Sie hatten also persönlich mit der Sache gar nichts zu tun?«

»Überhaupt nicht.«

»Und dann haben die beiden Männer Sie mitgenommen. Warum wohl?«

»Weil ich zugeschaut hatte.«

»Und warum, glauben Sie, hat man Sie verschont?«

»Ich tat ihnen leid.«

Vielleicht war es ja wirklich so gewesen, obwohl Wedel ihr kein Wort glaubte. ›Überhaupt nicht‹ und ›vergessen‹ schienen Lieblingsvokabeln der Kleinen zu sein.

»Sie wurden also aus dem Hotel fortgebracht. Von den beiden Männern?«

»Ja. Es saß noch einer am Steuer, aber ich kann mich nicht erinnern. Sie brachten mich erst irgendwo in einen Keller, dann in diese Villa, wo Sie mich gefunden haben. Sie haben mich gequält und Pornofilme mit mir gemacht ...«

Jetzt fing sie an zu weinen. Das Verhör ging noch eine Weile weiter, hin und her, lang und breit und letztlich ergebnislos. Mehr würde sie nicht sagen.

»Im Hotel haben wir Ihre Sachen zusammengepackt. Sie werden Ihnen nachher übergeben.«

»Oh. Danke vielmals!«

Daß diese Britta nicht die Wahrheit sagte, stand fest. Aber sie war letztlich ein winziger Fisch. Und ganz schön gewitzt. Sie hatte wahrscheinlich Kurier gespielt, das war strafbar. Doch was brachte es, wenn er versuchte, es zu beweisen? Sie wollte natürlich wieder nach New York zurück, als sei nichts gewesen. Man würde sehen.

Sie fragte, ob sie ihren Bruder in Düsseldorf anrufen dürfe?

Das war ja nun wieder ein ganz neuer Aspekt. Er sagte, er würde es sich überlegen.

Wedel reiste erst einmal nach Kiel und überließ Mady Saporonsky das Berliner Terrain. Er kam gerade zur Beerdigung des ermordeten Moritz Mach zurecht.

Im Kino gingen die Kriminalbeamten immer mit auf den Friedhof. Warum sollte er das also im richtigen Leben nicht auch tun? Es war manchmal gewiß höchst aufschlußreich.

Die Eltern taten ihm leid. Offensichtlich ordentliche, brave Bürger. Der Vater war Feuerwehrmann, wie Wedel inzwischen wußte. Die Mutter sah noch aus wie eine echte Mutter, nicht wie die

Schwester des Sohnes, wie man es jetzt so häufig sah. Sie schluchzte. Gramgebeugt. Plötzlich hatte dieses abgegriffene Wort augenfällig Sinn. Gramgebeugt, wie traurig. Und der Vater ... beinahe zerissen von Schmerz und Wut.

Dann war noch eine exaltierte Person da, die Tante Charlotte, ganz in Schwarz, Minirock und schwarze Strumpfhosen, blickdicht. Und schwarzer, runder Hut mit dichtem Schleier, den sie vor das Gesicht gezogen hatte. Sie war wie die Witwe zurechtgemacht, fand Wedel. Am Grab, als der Sarg heruntergelassen wurde, weinte sie laut.

Die Fotoreporter - und die waren mal wieder reichlichst vertreten und boxten sich gegenseitig in einigem Abstand aus den besten Positionen weg - konnten sich gar nicht einkriegen vor Begeisterung. Sie hatten ihre Kameras hoch über die Köpfe gestemmt, um genug Blickfeld für die Linse zu haben, und sogen die ganze Szene auf Deibel komm raus ein.

Wedel sprach später mit dem Vater. Herr Mach hatte keinen Verdacht. Er konnte sich das alles überhaupt nicht erklären.

»Wenn ich den Kerl in die Finger kriege, der das getan hat, dem schneide ich eigenhändig die Kehle durch, und wenn ich lebenslang dafür sitzen muß.«

»Na, na, Herr Mach. Haben Sie ein bißchen Vertrauen zu uns.«

Aber man sah ihm an, daß er überhaupt kein Vertrauen zur Polizei hatte. Und zur Justiz erst recht nicht.

»Sie lassen doch heutzutage jeden laufen. Da kommt so ein Psychiater und sagt, der arme Kerl war nicht bei Sinnen, und schon lassen ihn die Richter laufen. Vielleicht kommt er für ein Jahr in 'ne Klapsmühle. Das war's dann.«

Unvermittelt begann Herr Mach zu schluchzen. Wedel verabschiedete sich entnervt. Ein weinender Mann, das ging einfach über seine Kraft.

Der schwere Teil stand ihm aber noch bevor. Wedel fuhr gegen

Abend zu Hornungs Villa. Ein richtiger Butler, wie aus dem Kino, öffnete die Tür. In einer Bibliothek empfing ihn der Hausherr.

Wedel stellte auf Anhieb fest, daß er es hier mit einem Edelkaufmann von echtem norddeutschen Schrot und Korn zu tun hatte. Aber das bedeutete nicht so sehr viel. Das war der olle Wie-hieß-er-noch damals auch gewesen und mancher andere ebenfalls.

Wedel erklärte rundheraus, man wisse zweifelsfrei, daß Richard Hornung der geheimnisvoll verschwundene Mann im Grandhotel gewesen wäre, daß er jedoch nichts mit dem Mord dort zu tun hätte.

»Etwas anderes macht uns Kopfzerbrechen. Es scheint einen gewissen Zusammenhang zu geben zwischen dem Mord an einem Pagen aus dem Hotel, der aus Rendsburg stammte und übrigens heute beerdigt wurde, wie Sie wohl wissen werden, und Ihnen, Herr Hornung.«

»Wie bitte? Was wollen Sie denn damit sagen?«

»Weiter nichts. Ich bin aber gezwungen, Sie nach Ihrem Alibi zu fragen für, warten Sie mal ... aha, hier haben wir's ...«

Er hielt Hornung seinen Terminkalender unter die Nase und zeigte auf Datum und Zeitpunkt der vermutlichen Mordzeit zwischen halb zehn und halb elf. Hornung setzte sich eigens eine kleine Lesebrille mit halben Gläsern auf, die er aus der Brusttasche zog und auseinanderfaltete.

»Ganz einfach. Ich weiß zwar nicht, weshalb Sie das wirklich wissen müssen. Aber da war ich zu Hause. Ich glaube ... ja, das stimmt ... mein Wagen war in der Werkstatt. Ich wollte eigentlich noch etwas halb Geschäftliches erledigen. Aber dann blieb ich doch zu Hause. Ich habe mit meiner Frau gemeinsam ferngesehen.«

»Na wunderbar. So ein präzises Alibi lobe ich mir. Darf ich vielleicht zur gänzlichen Abdichtung noch kurz die Bestätigung Ihrer Frau einholen?«

Der Mann redete zuviel. Zu ausführliche Erklärungen waren oft

ein Zeichen von schlechtem Gewissen, wußte Wedel.

»Selbstverständlich.«

Hornung ging allen Ernstes ans Telefon und nahm den Hörer ab.

»Lucie, hier ist ein Herr von der Kriminalpolizei. Er möchte dir Fragen stellen. Könntest du netterweise kurz in die Bibliothek kommen?«

Sie warteten etwa drei Minuten. Na ja, in solchen Villen verlief sich alles. Da dauerte es. Anders als bei Wedels zu Hause, wo man sich einfach durch die ganze Wohnung einschließlich des Badezimmers etwas zurufen konnte. Die Dame des Hauses trat ein. Sie sah wirklich so aus. Wedel erhob sich unverzüglich. Sie war die Art Frau, der man die Hand küßte.

Sie begrüßte Wedel, reichte ihm sogar die Hand, ließ aber trotzdem deutlich fühlen, daß sie ihn für einen Untergebenen hielt und für einen ungebetenen Gast sowieso. Für einen Störenfried sogar.

Sie wies auf den Stuhl, auf dem Wedel gesessen hatte, und nahm selber Platz.

Wedel stellte noch einmal die Frage nach Richard Hornungs Alibi.

»Können Sie sich an den Abend erinnern, gnädige Frau?«

Warum auch nicht »gnädige Frau? Es kostete ja nichts und stimmte die Eisfee vielleicht etwas milder.

Sie runzelte leicht und nicht unkleidsam die Stirn. Dann sagte sie sehr bestimmt:

»Ich erinnere mich deutlich. Der Wagen meines Mannes war in der Werkstatt. Er lieh sich meinen Wagen aus. Gegen acht Uhr ist er fortgefahren. Wollte mit einem schwierigen Kunden und einem Architekten, mit dem wir häufig zusammenarbeiten, in irgendeinem Lokal den Kontakt verdichten. Er war gegen elf Uhr wieder zu Hause und hat dann noch ein wenig mit in die Röhre geschaut.«

»Lucie, bitte! Wie kannst du so etwas behaupten!«

»Weil es die Wahrheit ist, Lieber. War das alles, Herr ... äh ...?«

»Ja, danke sehr. Das war alles, gnädige Frau.«

Sie erhob sich und ging mit ruhigen Schritten zur Tür. Sie hatte ihren Mann ins Zwielflicht gebracht.

Wußte sie es?

Wedel tippte: Ja.

Hornung rief hinter ihr her: »Lucie, es wird einen Skandal geben.«

Sie reagierte nicht und verließ den Raum.

»Wir hatten Streit in letzter Zeit. Meine Frau hat von dem ... dem kleinen Seitensprung in Berlin erfahren. Sie will sich an mir rächen. Glauben Sie mir, ich war zu Hause.«

»Der Butler? War der Butler zu Hause?«

Anton Brant erklärte würdevoll und ohne zu zögern, Herr Hornung sei zu Hause gewesen. Er selber habe noch Tee serviert. Die Herrschaften hätten gemeinsam ferngesehen, erst eine Talkshow, dann eine Tiersendung, wenn er sich nicht täusche.

Schöner Mist. Der Kerl wirkte ungeheuer seriös. Ob er gelauscht hatte und deshalb wußte, was sein Brötchengeber hören wollte?

Wedel verabschiedete sich verärgert.

»Wiedersehen, Herr Hornung. Machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind so gut wie aus dem Schneider. Es gibt keine konkrete Verbindung. Und Ihr Butler ist eine Perle.«

Letzteres stimmte, ersteres dagegen nicht. Wedel war sich sicher, daß die Frau Gemahlin die Wahrheit sagte.

In Berlin hatte Mady schon fleißig vorgearbeitet. Der Fang in der Villa hatte sich wirklich gelohnt. Der alte Russe, Kolja Tirow, war schon sehr hoch oben in der Hierarchie angesiedelt. Sein Spezialfach war das ›Einschwärzen‹. Eine Connection des Schmuggels, das ›nicht offizielle Verbringen von Gegenständen zur Verschleierung ihrer Herkunft‹. Es ging um Zigaretten, Alkoholika, Rauschgift, Kaviar, Raubkopien von Kassetten, pornografische Videos und Ikonen.

Auf den wichtigsten Straßen und Eisenbahnlinien zwischen Moskau und Berlin wurden jedes Jahr Unmengen dieser Güter beschlagnahmt. Doch es blieb ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Beschlagnahmte Zigaretten wurden kompostiert, Kaviar landete auf dem Müll – er war sowieso unzulässig hoch mit Schadstoffen belastet. Ikonen wurden schließlich vom Zoll versteigert. Gerade bei den Ikonen ging es um Riesensummen. Zwei Berliner Galeristen waren bereits ermordet worden.

Der Juri R. war kein unbeschriebenes Blatt. Er saß nun bereits in Auslieferungshaft. In Österreich wurde er mit internationalem Haftbefehl als mutmaßlicher Mörder gesucht. Möglicherweise hatte er auch in Berlin Morde auf dem Gewissen. Die Mörder aus dem Hotel saßen bereits. Sie waren ja ganz ungeniert mit ihrem ›Seafood Murmansk-Auto rumgegendelt. Es würde noch viel gesungen und gelogen werden. Und neue Verbrecher verschiedener Nationen, mit Deutschen kräftig durchmischt, würden nachströmen.

Der alte Kolja Tirow hatte in der Haft einen Schlaganfall erlitten. Er hatte die Sprache verloren und saß im Rollstuhl.

Die göttliche Gerechtigkeit nahm ihren Lauf.

Zwei der Männer waren entkommen. Den einen hatte die Kleine im Krankenhaus als sehr hübsch, ja schön beschrieben. Es war ganz leicht, ihn mit Hilfe eines Fotos zu identifizieren. Er gehörte zu den gesuchten Ikonenschiebern, war offenbar ein Kopf der Truppe.

Zehn Tage später wurde ein Mord in der Wilmersdorfer Straße gemeldet. Einbruchspuren gab es nicht. Das Opfer hatte offenbar dem Mörder selber die Tür geöffnet. Es hatte sich hinknien müssen und war durch einen Kopfschuß getötet worden. Die ebenmäßigen Züge waren entstellt, doch war noch soviel zu erkennen: Der Tote war Vlado L., ein Exilrusse. Der Ikonenschieber!

Die Flucht aus der Villa hatte ihm kein Glück gebracht.

An Vlados Tod war eine Sonderkommission dran, die eigens für Ikonenschmuggel und dessen Umfeld gebildet worden war. Bernd

Wedel blieb auf seiner alten Spur.

Die kleine Miese aus New York war nicht mehr ergiebig. Sie hatte gesagt, was sie wußte oder was sie sagen wollte. Wohin sollte man mit ihr? Sollte man sie etwa einbuchten? Hatte doch gerade genug mitgemacht. Das würde ihr vielleicht eine Lehre sein. Die Wache vor ihrer Tür im Krankenhaus war schon abgezogen worden.

Britta hatte nur noch einen Wunsch: Zurückzukehren in ihr altes Leben, das sie früher gern als Sklaverei bezeichnet hatte. Sie wollte alles vergessen, sogar Ricki wollte sie vergessen.

Die Sachen aus dem Hotel wurden gebracht. Im doppelten Futter der Manteltasche steckte der Paß. Ein Wunder und zugleich der Beweis, daß ihn dort Diebe am wenigsten finden würden, wenn ihn nicht einmal die Polizei dort fand.

Sie hatte einfach einen Brief an ihren Halbbruder in Düsseldorf geschrieben, der dort Zahnarzt war und bestimmt nicht am Hungertuch nagte. Die Reinemachefrau hatte ihn hinausgeschmuggelt und offenbar wirklich dichtgehalten.

Britta und ihr Bruder waren seit Jahren ein bißchen böse miteinander, aber Blut ist dicker als Wasser. Am nächsten Tag traf der Brief in Düsseldorf ein. Ihr Bruder kam mit der nächsten Maschine und gab ihr genügend Geld für die Rückreise. Das war die Hauptsache jetzt.

Sie zog sich schön an und kämmte und schminkte sich und sah wieder aus wie die Britta, die sie vor der Katastrophe gewesen war. Unbeschädigt eigentlich.

Wedel ließ sie ziehen.

Es sah nicht so aus, als könnte sie ihm noch von Nutzen sein. Und New York lag nicht aus der Welt. Britta telegrafierte ihrer milchkaffeebraunen Freundin Lizzi in New York. Sie wollte abgeholt werden vom Airport, wenn es sich irgend einrichten ließ.

Auf dem Berliner Flughafen überkam sie ganz plötzlich Sehnsucht. Richards Telefonnummer hatte sie im Kopf. Wer ständig mit

dem Telefon arbeitete, entwickelte eine spezielle Technik darin, sich Nummern zu merken. Sie wählte und wartete mit klopfendem Herzen, während es tutete.

Dann wurde abgehoben.

Schweigen.

Britta sagte leise: »Hallo?«

Weiter Schweigen.

Ach, er war ihr böse, weil sie ihn hineingezogen hatte in ein schlimmes Abenteuer.

»Richard! Ricki?!«

Sie hörte jemanden atmen. Aber alles blieb stumm. Sie legte auf. Good bye, Ricki. Feige wie alle Kerle. Er war es gewesen. Da war sie sicher.

Als das Flugzeug startete, hätte sie am liebsten geschrien vor Glück. Immer schon hatte sie dieses In-den-Himmel-Steigen fast körperlich als Glücksgefühl empfunden. Man ließ alles hinter sich. Die Sorgen blieben am Boden. Man startete zu neuen Zielen. Es war so faszinierend. Merkwürdig, daß viele Menschen es gar nicht wahrzunehmen schienen.

Lucie legte den Hörer auf. ›Ricki‹ hatte die am Telefon gehaucht. Das Weib, das Unglück über die Familie Hornung gebracht hatte. Schande. Die ersten Boulevardblätter hatten bereits gemeldet, daß der gesuchte ›Todes-Liebhaber‹ bei dem Mord im Hotel der angesehenen Kaufmann Richard H. aus Rendsburg gewesen wäre.

Ihr Herz blutete, aber Lucie fühlte sich dem verpflichtet, was ihr geliebter und bewunderter Vater von ihr erwartet hätte. Geradlinig und stolz, so hatte er seine Lucie erzogen und geliebt.

Sie hatte dem Kriminalbeamten aus Berlin die Wahrheit gesagt, aber war es richtig gewesen? War es letztlich anständig gewesen? Sie wollte sich an Richard rächen.

Inzwischen war ihr der schreckliche Gedanke gekommen, daß sie Richard verdächtigten, diesen Hotelpagen aus Rendsburg umgebracht zu haben. Warum sollten sie sonst am Alibi ihres Mannes interessiert sein?

Aber warum hätte er so etwas Furchtbares tun sollen? Es paßte gar nicht zu ihm. Er war niemals ein Mörder.

Sie rang lange mit sich. Dann rief sie in seinem Büro an und bat ihn um eine Unterredung. Nachdem der Kommissar fortgegangen war, hatten sie kein Wort mehr miteinander gesprochen.

Richard kam umgehend. Und wieder gingen sie in die Bibliothek, wo in den letzten Tagen all diese deprimierenden Gespräche stattgefunden hatten.

»Das Mädchen hat angerufen«, begann Lucie. »Aber ich habe nicht mit ihr gesprochen. Sie nannte deinen Namen. Sie sagte ›Richard‹ und dann noch ›Ricki‹. Hat sie dich so genannt?«

»Ja. Nicht immer ...«

»Verschone mich bitte mit Einzelheiten. Richard, ich bin sehr verletzt. Du weißt, daß ich dich bei Papa unter größten Schwierigkeiten durchgesetzt habe. Gut, du warst tüchtig im Geschäft. Aber ich habe immer geglaubt, daß wir beide uns unter allen Umständen aufeinander verlassen könnten.«

»Es war das einzige Mal. Lucie!«

»Ich könnte kein Vertrauen mehr zu dir haben. Was jetzt geschieht, das ist einfach unglaublich peinlich, für mich und auch für Angela. Die Zeitungen haben deinen Namen. Reporter werden uns vom Aufstehen bis zur Nacht beobachten, unser Haus, unser Leben. Sie werden alles in den Dreck ziehen.«

»Ich wollte es nicht. Wer hätte an solche Folgen denken können, sag mir das!«

Richard schaute Lucie an. Sie saß kerzengerade im Sessel. Ihre Frisur war untadelig. Auch in verzweifelten Situationen würde sie die Wimpern tuschen. Ihr Papa hatte ganze Arbeit geleistet.

Angela war in England. Ein Segen. Er wußte nicht, wie er ihr gegenüber treten sollte. Obwohl er im Grunde seines Herzens wußte, daß Angela anders war als ihre Mutter. Sie würde das alles nicht so tragisch nehmen. Das, was sie wußte. Nicht das andere natürlich.

In diesem Augenblick fragte Lucie: »Der Kommissar wollte wissen, wo du warst, als dieser junge Mann ermordet wurde. Ich weiß, daß du dir kürzlich eine Waffe besorgt hattest. Ich habe sie jetzt nirgendwo gefunden. Hast du sie weggeworfen?«

»Du spionierst mir nach?«

»Mach dich nicht lächerlich. Sag mir jetzt ganz ehrlich, Richard, hast du den Jungen getötet?«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Er könnte etwas gewußt haben, das ich nicht wissen sollte, zum Beispiel.«

Richard war schockiert. Das war unheimlich. Er hatte seine Frau offenbar immer noch unterschätzt.

»Ich liebe dich, Lucie.«

»Und die im Hotel liebst du auch? Jedenfalls hat sie sich schon wieder gemeldet. Ich möchte dich etwas fragen, und sag mir bitte die volle Wahrheit. Hast du den Jungen getötet?«

»Nein. Ich schwöre es.«

Es entstand eine lange Pause. Sie schauten sich nicht an. Richard wußte, daß sie sich niemals wieder voller Zuneigung in die Augen sehen würden. Er hatte Lucie falsch beurteilt. Er hatte gedacht, sie ruhe in sich, sei egozentrisch. Statt dessen hatte sie ihn beobachtet, hinter ihm hergeschnüffelt. Er war das Eigentum, das ihren Erwartungen auf der ganzen Linie entsprechen sollte. Nur in einer Hinsicht reagierte Lucie genau so, wie er es erwartet hatte: Sie vergab nicht.

Lucie dachte, daß sie den Seitensprung vielleicht doch hätte überwinden können. Man machte nicht so einfach einen Schlußstrich unter ein wichtiges Kapitel seines Lebens. Aber sie war nun sicher,

daß ihr Mann diesen Knaben ermordet hatte. Nicht aus Liebe zu ihr, sondern um seine Reputation, seine Stellung, seine Familie zu behalten.

Er leugnete, und das rechnete sie ihm eigentlich hoch an. Sie konnte ihr Gesicht wahren.

»Ich habe noch einmal den Abend damals überdacht, nach dem der Kommissar mich fragte. Ich habe auch mit Anton gesprochen. Ich gebe dir dieses Alibi um all der Jahre willen, in denen ich mit dir glücklich war. Und natürlich auch Angelas wegen. Sie soll nicht mit dem Handicap belastet sein, daß ihr Vater ein Mörder ist. Jetzt bin ich sicher, daß ich mich geirrt habe. Ich habe da etwas durcheinandergebracht. Anton hatte recht. Ich will den Kommissar anrufen und meine Aussage richtigstellen. Du warst an dem fraglichen Abend natürlich die ganze Zeit über zu Hause.«

»Lucie!«

»Hieß der Kommissar nicht Weber?«

»Wedel.«

»Gut. Es gibt eine Bedingung. Ich reiche die Scheidung ein. Du übergibst die Geschäftsleitung Herrn Buche, ich werde dann weitersehen. Du ziehst hier umgehend aus und bist weg, wenn Angela zurückkommt.«

»Und was soll ich machen, deiner Meinung nach?«

»Wir werden alles mit unseren Anwälten besprechen. Viel Möglichkeiten, meine Wünsche zu durchkreuzen, bleiben dir nicht, oder? Ein tüchtiger Mann wie du wird schon wieder etwas finden. Bist du einverstanden?«

»Selbstverständlich. Du bist sehr großzügig.«

Beinahe hätte er laut gelacht. Alles kaputt, das ganze Leben kaputt wegen ein paar leidenschaftlicher Umarmungen mit einer süßen fremden Frau. Zu alt für einen neuen Start. Er hatte die Markarow in den Kanal geworfen. Jetzt tat es ihm beinahe leid. Vielleicht wäre das der letzte Ausweg gewesen. Vielleicht war es ja wirk-

lich der einzige Ausweg?

Bernd Wedel war der Held der Stunde. Er hatte einen Verbrecher ring hochgehen lassen. Mady sonnte sich in seinem Glänze. Monica war wieder einmal sehr stolz auf ihn. Im Falle Hornung allerdings hatte die Gattin nun doch ein wasserdichtes Alibi geliefert, das von dem Diener voll bestätigt wurde.

Es blieb dieser Bodensatz. Stinkend, gammelig.

Bernd Wedel dachte an den kleinen Pagen im Hotel, der ihm nicht die Wahrheit hatte sagen wollen, und an dessen Beerdigung später. Und an den ehrenwerten Kaufmann Richard Hornung.

Er war es gewesen. Er, Wedel, wußte es. Er konnte es nicht beweisen, aber er würde ihn im Auge behalten. Jahrelang. Irgendwann würde er über seine eigenen Füße stolpern. Dann würde er da sein. Und gewiß nicht, um ihn aufzuheben. Strafe mußte sein. Hornung würde sie kriegen.

So oder so.